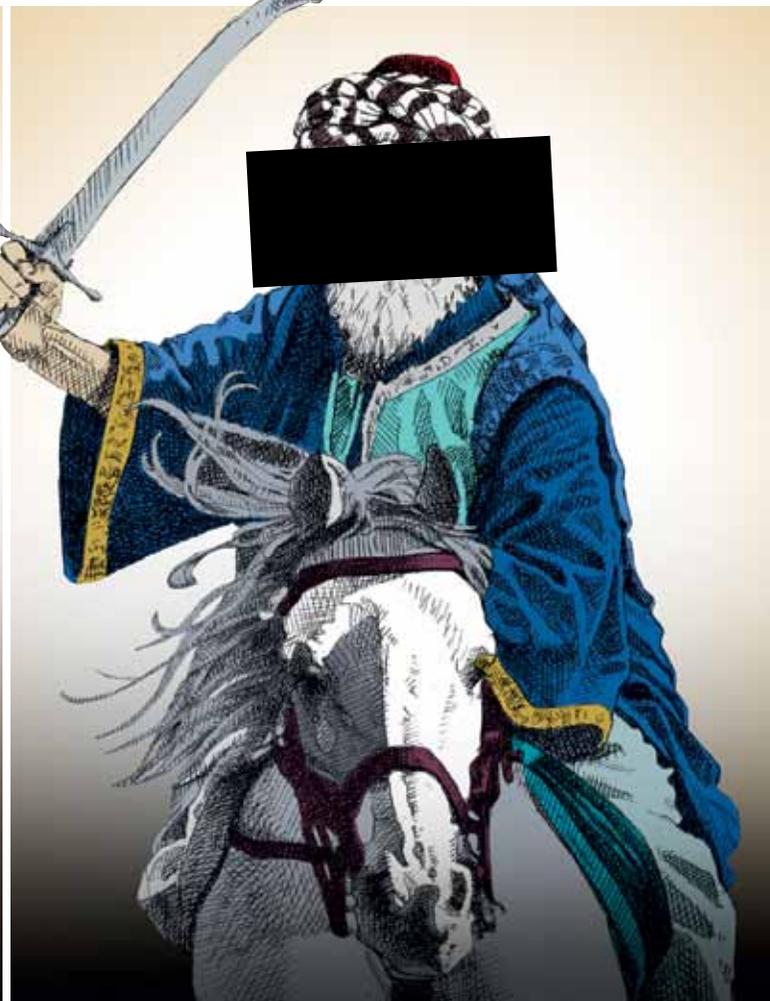
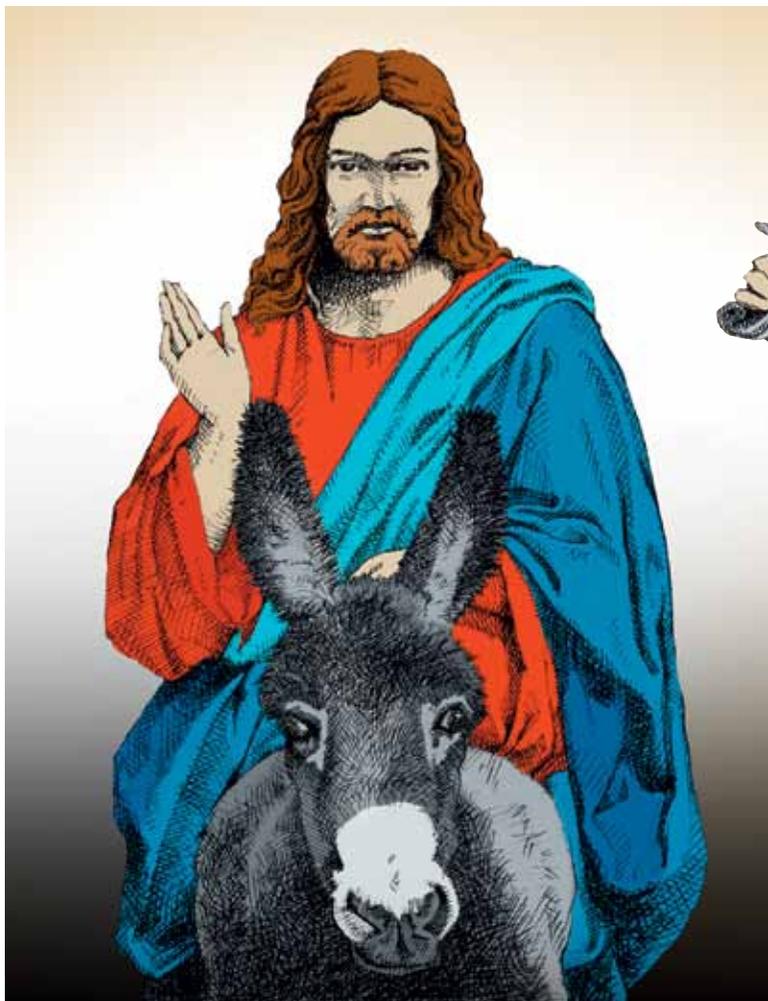


DIE WELTWOCHEN



Jesus oder Mohammed?

Die Blutspur einer Religion.

Von Peter Keller

Plädoyer für den Islam

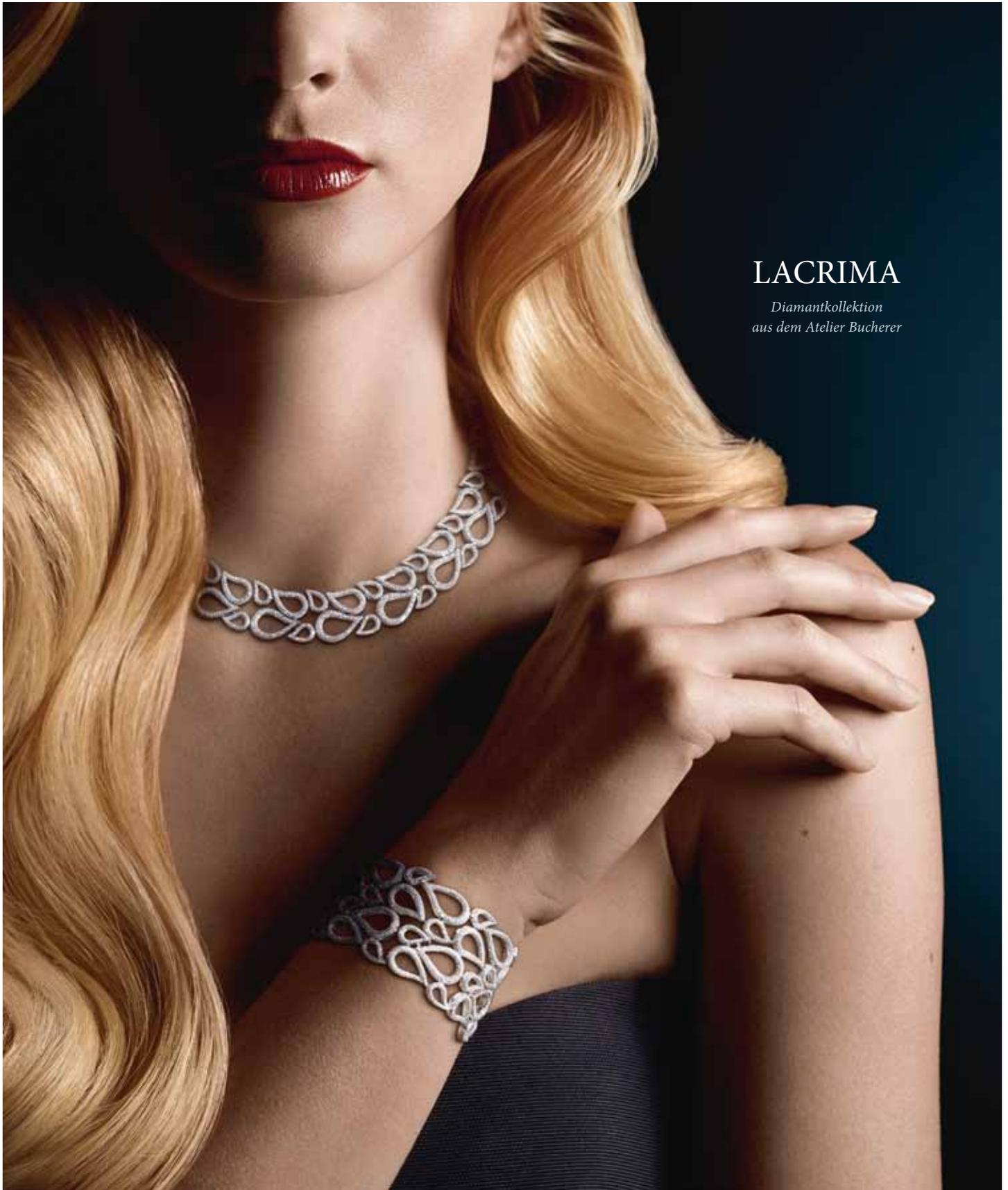
Warum ich trotzdem Muslimin bleibe. *Von Jasmin El-Sonbati*

Heilige Krieger: Einreisesperre für Muslime?

Wie der Westen, wie die Schweiz auf den IS-Terror reagieren müssen.

Von Urs Gehrig und Kurt Pelda

ZAUBER | GLANZ



LACRIMA

*Diamantkollektion
aus dem Atelier Bucherer*

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com

Die unsäglichen Terroraktionen der multinationalen Miliz Islamischer Staat sind Gesprächsstoff im Schweizer Alltag geworden. Kurz vor Redaktionsschluss erreicht uns erneut eine Nachricht von der Enthauptung eines amerikanischen Journalisten. Die Brutalität und die tentakelhaft ausgreifende Vernetzung dieser Mörderbanden werfen Fragen auf: Wie kann dieser Bedrohung begegnet werden? Wie stellen wir sicher, dass nicht in Europa, in der Schweiz Ableger entstehen? Welche Haltung entwickeln wir gegenüber dem Islam? Diese Aspekte werden in diesem Heft intensiv diskutiert, aus verschiedenen Blickwinkeln. Wir haben auch eine Schweizer Muslimin gebeten, vor dem Hintergrund der Gräueltaten ein Plädoyer für ihren Glauben zu verfassen. Ausserdem vergleichen wir kritisch Bibel und Koran auf der Suche nach theologischen Anhaltspunkten für die aktuelle Gewalt. Das Titelbild zeigt die Propheten Jesus und Mohammed. Wir haben bewusst darauf verzichtet, das Gesicht Mohammeds zu zeichnen, um nicht den Zorn radikaler Muslime zu nähren. **Seite 22, 25, 26, 28, 30**

«Es sind immer dieselben Leute da», stellte ein Referent fest. Redaktor Markus Schär, schon lange aus der reformierten Landeskirche ausgetreten, fühlte sich letzte Woche gleich zweimal wie in einer Glaubensgemeinschaft: am Symposium «Anpassung an den Klimawandel», das die Akademie der Naturwissenschaften, das Bundesamt für Umwelt und Meteo Schweiz an der Uni Bern durchführten, und an der Jahreskonferenz unter dem Motto «Für das Klima, gegen die Armut», zu der die Entwicklungshelfer in Genf zusammenfanden. An beiden Orten beteten die Teilnehmenden die Glaubenssätze des Uno-Klimarates IPCC herunter, Kritik war unerwünscht. Der grosse Soziologe Robert Merton sagte einmal, Wissenschaft sei eine Veranstaltung der organisierten Skepsis. Was die Klimaforscher – gerade auch die führenden Schweizer – betreiben, ist Religion. **Seite 44**

1996 hat Martin Born letztmals ein Interview mit Arno Del Curto geführt, zu jener Zeit betreute dieser noch den Erstligisten Luzern. Schon damals war er stolz auf die Art, wie er seine Spieler für die Playoffs heiss machte. Am Ende der Saison habe er die Zügel völlig schleifen lassen, erzählte er damals. Jeder habe tun und lassen können, was er wollte. Umso grösser war der Schock, als Del Curto eines Abends wieder der Vulkan war, der alles verlangte und nichts durchgehen liess. Gerade noch rechtzeitig: Luzern stieg auf, und der Trainer hatte seine Lehr- und Wanderjahre abgeschlossen – Arno Del Curto wechselte zu Davos. Achtzehn Jahre sind seither vergangen. Del Curto ist der-

selbe geblieben, verändert hat sich nur das Eishockey, seine Passion: «Es ist eine andere Sportart geworden», sagt er. **Seite 60**



«Politisch motivierte Geldentwertung»: Grübel.

Unser Land erlebe eine politisch motivierte Geldentwertung, sagt der ehemalige CEO von CS und UBS, Oswald Grübel, im Interview mit Martin Spieler. Unsere Vermögen seien heute einen Fünftel weniger wert. Dennoch habe die Politik kein Interesse, die Euro-Anbindung aufzugeben. Unterschätzt werde auch die Ukraine-Krise: «Die USA haben ein politisches Interesse an einer Eskalation und sind deshalb einer der Treiber», so Grübel. «Russland ist der Widersacher der USA. Der russische Präsident ist für die USA viel zu stark.» **Seite 32**

Ihre Weltwoche

«SUDDEN STOP?»

«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), welche Gefahr in dieser langen Tiefzinsphase lauert.»

Silvan Betschart CFA, CAIA

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & CO
INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283,- (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40,- (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),

Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgele, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (Leitung),

Simon Keller, Maya Wipf (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (Leitung), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Andreas Caminada,
3 Michelin-Sterne,
19 Gault-Millau-Punkte

«Zu Hause habe ich ihn ganz für mich allein.»
Der Combi-Steam XSL von V-ZUG



Ob Andreas Caminada mit seiner Kochkunst seine Gäste oder sich selbst verwöhnt: Der Combi-Steam XSL von V-ZUG sorgt für perfekte Ergebnisse. Da sich die Dampftemperatur von 30 bis 100 °C präzise einstellen lässt, gelingt Vakuum-Garen auf einfache Art auch zu Hause. Entdecken Sie das einzigartige, gesunde Genusserlebnis der Innovation Vacuisine® von V-ZUG. Mehr erfahren Sie unter vzug.ch/lifestyle

Begehren

Man sollte eine gewisse Toleranz entwickeln für Männer, die ihren Trieben legal zum Opfer fallen.

Von Roger Köppel

Gespräche an einem Abendessen: Es gibt zwischen Männern und Frauen ein Naturgesetz: Der Mann muss die Frau begehren. Die Frau wiederum lebt davon, dass der Mann sie begehrt. Die Macht der Frau ist das Begehren des Mannes. Männer sind codiert, Frauen zu begehren. Frauen sind mit Kräften ausgestattet worden, das Begehren im Mann zu wecken. Männer begehren irrational, mitunter krankhaft. Frauen bleiben vernünftig, selbst wenn sie intensiv begehrt werden. Sein genetisch eingepflanztes Vermögen, die Frau unbedingt zu wollen, ist die grosse Schwachstelle des Mannes, seine Achillesferse, die empfindliche Lücke im Panzer.

Der begehrende Mann ist nicht mehr zu rechnungsfähig. Er befindet sich in einem Rausch, der durch Lockstoffe ausgelöst wird, die ihm die Frau subtil übermittelt. Es kann kein echtes Begehren geben ohne die Frau, die dem Mann Signale gibt, die ihn annehmen lassen, sein Begehren könne erwidert werden. Der Mann ist am verwundbarsten, wenn er begehrt. Nie ist die Macht der Frau, nie ist die Ohnmacht des Mannes grösser. Was rätselhaft erscheint, ist nur eine List der Natur. Der Mann muss begehren, um seinen Paarungstrieb zu erfüllen, damit die Spezies überlebt. Deshalb ist dieser Trieb bei ihm so nerven- und gehirnbetäubend stark. Das Begehren oder besser: das Begehrtwerdenwollen der Frau ist kalkulierter, überlegener, weniger Zeugungs-, mehr Machttrieb, der erst dann ins Irrationale, für den Mann Zerstörerische umschlägt, wenn die Frau vom Mann enttäuscht wird.

Jeder Mann muss Techniken entwickeln, wie er mit seinem Begehren zurechtkommt. Die meisten Männer bringen sich rechtzeitig in Sicherheit, indem sie sich vor der extremen Hitze, die von der begehrten Frau ausgeht, verkriechen. Nicht alle haben die Kraft, sich dem zermürbenden Kampf zu stellen, an dessen Ende entweder der eigene Untergang oder eben die Eroberung der so heissersehnten Frau steht. Männer, die erfolglos begehren, es aber trotzdem versuchen, sind wie Motten, die am Licht verglühen.

Frauen wollen, ja sie müssen begehrt werden. Sie setzen alles daran, begehrt zu werden. Man darf ihnen das nicht übelnehmen. So wie der Mann unter Umständen seine ganze Existenz am Schmelzpunkt des totalen Verlangens bündelt, so richtet sich die Frau mit allen Fa-



«Die Liebe ist eine Höllenmacht.»

sern darauf aus, begehrt zu werden. Das Begehrtwerden durch den Mann ist die stärkste Droge, ist das stärkste Aufputzmittel der Frau. Mathematisch formuliert: Das weibliche Selbstvertrauen ist die Summe des männlichen Begehrens im Quadrat. Je heftiger das Begehren des Mannes, desto überproportional grösser ist die existenzielle Zufriedenheit der Frau, ihre Geborgenheit im Leben. Frauen wollen sehen, dass der Mann sie begehrt. Sie sind süchtig nach Beweisen männlichen Begehrens. Er begehrt mich, also bin ich.

Interessanterweise können Männer, die aus Selbstschutz aufs Begehren verzichten, besser mit diesem Mangel leben als die Frau, die



nicht mehr begehrt wird. Männern, die nicht begehren, geht es besser als Frauen, die nicht begehrt werden. Aus diesem Missverhältnis resultiert letztlich der unverständlich scheinende Hass, den Frauen gegen Männer kanalisieren können, von denen sie nicht mehr begehrt werden. Jeder Mann muss wissen: Nichts ist gefährlicher als das nachlassende Verlangen nach einer Frau, die man einst beehrte. Der Mann, der die Frau nicht mehr beehrt, entzieht ihr den Treibstoff ihres Selbstbewusstseins. Das kann nicht ohne Kollateralschaden für den Mann abgehen.

Die Liebe ist eine Höllenmacht. Damit sind die Qualen gemeint, die der erfolglos begehrende Mann durchleidet. Aber es sind auch die Torturen angesprochen, welche die Frau gegen den Mann anwendet, der sie nicht mehr beehrt. Männer, die sich auf Einladung der Frau vor der Frau öffnen, ja entblößen dürfen, können nicht damit rechnen, selber über den Zeitpunkt zu bestimmen, an dem sie die gefährliche Dialektik von Begehren und Begehrtwerden beenden. Nur Dummköpfe glauben, sie seien in der Lage, die Kräfte zu kontrollieren, die sie durch ihr Begehren in den Frauen entfesseln. Der Mann, der sich einfach davonschleicht, wird von den Energien eingeholt, die er freisetzt. Nicht der Mann, die Frau beherrscht charismatisch die Unterwelt der Intimität. Männer, die das Gegenteil vermuten, werden irgendwann durch die Wirklichkeit brutal eines Besseren belehrt.

Männer, die Frauen sitzenlassen, sind schäbig. Frauen aber, die im Mann das Begehren wecken, um dieses Begehren nachher zur Waffe gegen den entwaffneten Mann umzuschmieden, brechen das Naturgesetz, das Männer und Frauen im Innersten verbindet. Es ist mehr als eine Gemeinheit, es ist streng genommen ein Verstoß gegen die Natur, wenn eine Frau die verwundbarsten Stellen des Mannes freilegt, ihn zur Hingabe verlockt, ehe sie seinen Paarungstrieb, seine grösste Schwäche, aggressiv gegen den Mann wendet, um ihn beispielsweise öffentlich blosszustellen. Die Rache der enttäuschten Frau kann grausam sein. Sie hat sich lebenspraktisch, aber auch als wirksames Instrument der Zählung und Zivilisierung des Mannes bewährt. Männer lassen sich von den Frauen auch deshalb steuern und erziehen, weil sie um die Macht der weiblichen Sanktionsarsenale wissen.

Männern, die sich gegenüber den falschen Frauen entblößen, ist nicht zu helfen. Sie scheitern kläglich in der Wildnis. Handkehrum sollte die Gesellschaft eine gewisse Toleranz entwickeln gegenüber Männern, die ihren Trieben legal zum Opfer fallen. Der Mann ist schwach in seiner Eigenschaft als begehrendes Tier, weil ihn die Natur so gebaut hat. Frauen, die das ausnützen, sind keine Heldinnen. Sie missbrauchen nur die Macht, die ihnen die Natur in die Wiege legte.



Genferin in Hollywood: Maya Stojan. Seite 54



Sprache der Stärke: Petro Poroschenko. Seite 50



Wissenschaftliche Sorge ums Klima: Seite 44



«Männerfreie Zone»: Susanne Hochuli. Seite 38

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Der Paria als Vorbild

11 Im Auge Federica Mogherini, EU-Aussenministerin

12 Bühne Wie Uriella

12 Affären Unsinnig

13 Personenkontrolle Lombardi, Lustenberger, Germann etc.

13 Nachruf Walter Keller, Verleger und Galerist

14 Absurde Staubsauger-Richtlinie

Bundesbern im Sog von Brüssel

16 Die Deutschen Unsere Kurden

16 Wirtschaft Gleich kurze Spiesse für alle

17 Ausland Strategisches Patt

18 Mörgeli Parteinahme für Kriegspartei

18 Bodenmann Gratisgeld für KMU

19 Medien Ritt auf der Rasierklinge

19 Gesellschaft Die Sekretärin

20 Darf man das? / Leserbriefe

Hintergrund

22 Mohammed oder Jesus?

Woher kommt die Verrohung in der muslimischen Religion?

25 Terrorismus Wie kann der Westen der Gefahr widerstehen?

26 Schweiz Der Islamische Zentralrat zeigt Verständnis

28 Aus nackter Lust am Töten

Sind die Dschihadisten Opfer der westlichen Gesellschaft?

30 Plädoyer für den Islam

Jasmin El-Sonbati: «Warum ich trotzdem Muslimin bleibe»

32 «Wir haben schon heute den Euro»

Oswald Grübel über die wahren Motive der Euro-Anbindung

36 Biel Sozialvorsteher Feurer lässt sein Amt durchleuchten

37 Kriminalität Martin Killias über die Thurgauer Mafia-Panik

38 Alles weglächeln

Die grüne Aargauer Regierungsrätin Susanne Hochuli

40 Gesellschaft Scham und Schändung

42 GAV Aufruhr in der Gastro-Branche

43 Fall Mörgeli Rückkehr von Eberhard Wolff an die Uni

44 Klima Schweizer Forscher warnen am lautesten

47 Economiesuisse Direktorin Rühl legt sich mit der SVP an

48 Liberallala im Bundeshaus

Freisinnige für mehr Bürokratie und höhere Steuern

50 Der Schokoladenbomber

Die Sünden des ukrainischen Präsidenten Petro Poroschenko

53 Brief aus Berlin Wowereits Vermächtnis

54 «Als hättest du den Jackpot geknackt»

Maya Stojan, erfolgreichste Schweizerin in Los Angeles

56 Replik Nie zuvor war die Privatsphäre besser geschützt

58 Essay Josef Ackermann über Kulturförderung

59 Hollywood Skandale haben Hochkonjunktur

Ich bin der typische Schönredner.

Es ist eine Stärke, wenn man seine kleinen Schwächen kennt. Denn gerade beim Anlegen ist Euphorie kein guter Ratgeber. Marktanalyse, Anlagestrategie und Umsetzungsdisziplin sind für eine erfolgreiche Portfoliobewirtschaftung entscheidend. Darauf dürfen Sie sich verlassen, wenn Sie die Verwaltung Ihres Vermögens unseren Experten übertragen.

UBS Vermögensverwaltungsmandate





«Alles wird noch schneller werden»: Eishockeytrainer Del Curto. Seite 60

Interview

60 «Ich habe das Helfer-Gen»

Arno Del Curto über seine rebellische Ader und die Gründe, warum er nicht Nachfolger von Sean Simpson bei der Eishockey-Nationalmannschaft wurde

Stil & Kultur

64 Stil & Kultur Achtung, Wildwechsel

66 Bestseller

66 Tapfer vor dem Feind im eigenen Land

Ricarda Huchs Leidenschaft für die deutsche Geschichte

67 Jazz Dizzy Gillespie & Sonny Rollins

68 Top 10

68 Kino «Monsieur Claude und seine Töchter»

69 Fernseh-Kritik «Rundschau»

70 Namen Träume aus Pappe

71 Hochzeit Salomé Conod und Mikhaël Zraggen

71 Thiel Neuschöpfung

72 Wein Clos d'Agon, Catalunya: Valmaña 2011

72 Zu Tisch Fabian Inderbitzin im «Belvédère», Hergiswil

73 Motorrad BMW S1000R ABS

74 MvH trifft Rolf Hiltl, Gastronomie-Unternehmer

Autoren in dieser Ausgabe

Jasmin El-Sonbati



Die Gymnasiallehrerin lebt in Basel und ist Mitbegründerin des Forums für einen fortschrittlichen Islam sowie Autorin der autobiografischen Erzählung «Moscheen ohne Minarett». In dieser Ausgabe schreibt sie, warum sie jetzt erst recht an ihrer Religion festhält. Seite 30

Martin Killias



Der emeritierte Professor der Universität Zürich gehört zu den renommierten Kriminologen der Schweiz. In seinem Essay sagt er, warum er die Angst vor einer angeblich gefährlichen Mafiazelle im Thurgau für übertrieben hält. Seite 37

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



Dieter Nuhr: «Nuhr ein Traum»

Lachhaft, verrückt – und real

Wenn die Welt immer absurder wird, kann kaum noch jemand Traum und Albtraum unterscheiden. Dieter Nuhr bewahrt sich den ungeschminkten Blick auf die Wahrheit. Willkommen in der aberwitzigen Welt dieses begnadeten Kabarettisten!

Der menschliche Primat ist ein Selbstbetrüger, das wissen wir von Psychologen, also jenen, die studiert haben, um mit den anderen Irren unter sich bleiben zu dürfen. Er rasiert sich, um sich vom Affen zu unterscheiden, und schliesst Haftpflichtversicherungen ab, damit ihn seine Dummheit nicht auch noch Geld kostet. Sicher, er ist ein Genie, allerdings nur, wenn man ihn mit einem Riesenkalmar oder einer Schrankwand vergleicht. Und allein die Tatasche, dass er über zwei Augen verfügt, verhindert, dass man objektiv feststellen darf: Im Tierreich ist der Einäugige König.

Wenn sich Dieter Nuhr mit sprachlicher Finesse in die Abgründe der menschlichen Traumwelt begibt, deckt er auf, dass der Abgrund zwischen Ist- und Sollzustand des Menschen selbst mit Interkontinentalraketen kaum zu überwinden ist. Der Mensch träumt von Er-

lösung, Liebe und dem neusten 55-Zoll-Flachbildschirm. Oft steht er im Traum auch nackt im Supermarkt; dann wacht er auf und muss feststellen, dass er wirklich nackt im Supermarkt steht. Zwischen Traum und Albtraum ist oft kaum zu unterscheiden. Der Computer in der eigenen Birne ist unberechenbar. Und am Ende stellt man fest: Der Virus im Betriebssystem des Lebens ist man selbst.

Trotzdem ist der Mensch fähig, glücklich zu sein. Bloss wie? Dieter Nuhr sagt es Ihnen: «Humor ist der Schlüssel zum erfüllten Leben» – oder wenigstens zu einem erfüllten Abend. Wer seine Vorstellung besucht, erlebt ein seltsames Phänomen: Man lacht über den Komiker – und gleichzeitig über sich selbst. Als hervorragender Therapeut bringt er selbst eidg. dipl. Jammerlappen zum Lachen.

Platin-Club-Spezialangebot

Dieter Nuhr: «Nuhr ein Traum»

Showdaten:

Mi., 10. Sept. 2014, Pentorama Amriswil, 20 Uhr
Do., 11. Sept. 2014, Musical Theater Basel, 20 Uhr
Fr., 12. Sept. 2014, Kongresshaus Zürich, 20 Uhr
Sa., 13. Sept. 2014, Stadthalle Sursee, 20 Uhr
So., 14. Sept. 2014, Kursaal-Arena Bern, 20 Uhr

Tickets:

Fr. 35.– bis Fr. 65.– (statt Fr. 45.– bis Fr. 85.–), je nach Datum und Kategorie.
Die Preise je Spielort finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub.

Bestellung:

Bei Buchung über Telefon 061 226 90 03 bitte das Kennwort «Weltwoche» angeben.

Offizieller Ticketverkauf:

www.ticketcorner.ch
www.actnews.ch

Veranstalter:

www.actnews.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



GELESEN

«Mein Vermögen hat sich halbiert»

GELESEN

So legalisieren Sie Schwarzgeld



Zwei Beiträge aus dem Tages-Anzeiger.
Gedruckt, online, als App und in unserer Vielfalt an Blogs.

Du bist, was du liest.

Tages-Anzeiger

Der Paria als Vorbild

Von Wolfgang Koydl — Kübelweise Unflat wurde über die Schweiz gegossen, als sie der ungehinderten Einwanderung einen Riegel schob. Jetzt folgt Deutschland ihrem Beispiel.



Wer will sich schon mit Mutti anlegen: Arbeitsministerin Nahles, Innenminister de Maizière.

Die Schweiz kann stolz sein auf sich selbst. Zum ersten Mal seit langem nimmt sich das grosse, mächtige Deutschland den kleinen Nachbarn zum Vorbild. Das ist umso bemerkenswerter, als man die Eidgenossenschaft nördlich des Bodensees ja normalerweise eher ignoriert. Es sei denn, deren unberechenbare Bewohner stimmen mal wieder auf eine Art und Weise ab, die als geradewegs menschenverachtend gewertet wird – etwa, wenn sie Minarette verbieten oder Burkas, Minderbemittelten einen Mindestlohn versagen oder – ganz besonders verwerflich – das heilige europäische Grundrecht auf Personenfreizügigkeit kurzerhand aushebeln. Dann ist der Teufel los.

Nun aber folgt Berlin auf einem Pfad, den die Schweizer gewiesen haben – und hebelt seinerseits das heilige Grundrecht der Personenfreizügigkeit kurzerhand aus. Ein Gesetzesentwurf der grossen Koalition – einträchtig eingebracht von je einem christ- und einem sozialdemokratisch geführten Ministerium – sieht vor, «Armutseinwanderung» und «Sozialtourismus» aus den EU-Mitgliedsstaaten Bulgarien und Rumänien zumindest zu bremsen. Diesmal freilich ist der Teufel höchstens ein klein wenig los.

Denn das Erstaunlichste an dem Vorstoss ist das ohrenbetäubende Schweigen, von dem er

bis jetzt begleitet wurde. In den Medien, die nach dem Schweizer Votum vom 9. Februar geradezu hyperventiliert und den Untergang wenn nicht des Abendlandes, dann zumindest des helvetischen Teils prognostiziert hatten, wurde das Thema bislang ebenso einspaltig wie einsilbig abgehandelt. Die EU-Kommission, welche die Schweiz nach dem Votum irgendwo zwischen einem Paria- und einem Schurkenstaat ansiedelte und mit schärfsten Zwangsmassnahmen bedrohte, hat sich noch nicht einmal leise geräuspert. Wer will sich schon mit Mutti anlegen? Ausserdem lässt sich immer schlechter verleugnen, dass man auch in anderen EU-Ländern an einer Verschärfung der Asyl- und Zuwanderungsbestimmungen herumbastelt.

Mit den Europa-Gegnern im Nacken

Die in der Abstimmung unterlegenen Schweizer – vom Wirtschaftsverband über die Gewerkschaften und die Mitte-links-Parteien bis zum Bundesrat – wiederum sehen erst recht angestrengt weg. Die deutsche Gesetzesvorlage passt nicht mehr in ihr Narrativ von der fremdenfeindlichen, hinterwäldlerischen Abschotter-Schweiz, wenn jetzt plötzlich auch deutsche Sozialdemokraten Anleihen bei der SVP machen. Ausserdem stört es ihre Pläne, die

»» Fortsetzung auf Seite 12

Dalai Lama, blond



Federica Mogherini, EU-Aussenministerin

Der Unterschied zwischen dem Dalai Lama und Federica Mogherini? Das Oberhaupt des tibetischen Buddhismus wurde als Baby von Findungskommissionen aus Mönchen als vierzehnte Wiedergeburt des Dalai Lama erkannt und von Wissenden und Weisen auf seine Aufgabe vorbereitet. Seltsamerweise hat dieses Sichtungungsverfahren einen grossen Mann hervorgebracht. Federica Mogherini, die neue hohe Vertreterin der EU für Aussen- und Sicherheitspolitik, scheint zwar auch einem höheren Zufallsprinzip entsprungen zu sein, proporzgenheim als Frau und vage Linke in der zusammengewürfelten Sozialdemokratischen Partei Europas. Und sie gilt mit 41 Jahren als jung, aber auch als fatal unerfahren, als zu russlandfreundlich, schlicht als «Fehlbesetzung» (*Le Monde*) in Zeiten der Euro-Krise und brennender Städte in der Ukraine. Die NZZ betitelt die unbekannte EU-Aussenbeauftragte als «blonde Streberin». Erst seit fünf Monaten ist sie in Rom als Aussenministerin im Kabinett des «Verschrotters» Matteo Renzi angetreten, dem sie zuvor vorgeworfen hatte, er verstehe nichts von Aussenpolitik. Vielleicht brauchte er eine Vorzeigediplomatin, die fließend Französisch und Englisch spricht und ihm auf dem diplomatischen Parkett über sein urkomisches Makkaroni-«English» hinweghilft. Federicas Vater Flavio Mogherini war als Regisseur und Drehbuchautor eine Figur des italienischen Kinos. Aber sie entwickelt ihr politisches Gen und lernt den bewunderten PLO-Führer Jassir Arafat persönlich kennen. Karriere macht sie als fleissige *porta borsa* (Kofferträgerin), als Apparatschik, die im richtigen Moment auf die richtige Welle aufspringt bei den Richtungskämpfen der Linksdemokraten und rasch den eigenen Ehemann Matteo Rebesani abhängt, der selber als Parteifunktionär sein Geld verdient. Ihre zwei Kinder singt sie mit der linken Hymne «Ciao, bella ciao» in den Schlaf. Mit 35 rutscht sie auf einem sicheren Listenplatz ins Parlament. Weil Italien 40 Prozent des Öl- und Erdgasbedarfs in Russland abdeckt, wirkt sie als Verhandlerin mit Putin höchst befangen. Oder ist gerade das ihr Vorteil? *Peter Hartmann*

Initiative vielleicht doch noch mit Brüsseler Komplizenschaft so umzusetzen, dass sie im Kern verwässert wird und letzten Endes alles beim Alten bleibt. Eigentlich wäre das deutsche Beispiel ein Geschenk des Himmels für die Berner Unterhändler in Brüssel. Doch anstatt nun umso offensiver die Entscheidung des Schweizer Stimmvolks zu vertreten, verharret der Bundesrat beim angeblich bewährten devoten Duckmäsertum.

Zwei Gründe gibt es, weshalb das Schweizer Beispiel Schule macht. Der erste ist politischer Natur: Den etablierten Politikern in Europa sitzen Parteien im Nacken, die immer mehr Erfolge erzielen, weil sie aussprechen, was den Bürgern Sorgen bereitet: die unkontrollierte Zuwanderung von Migrant*innen jedweder Provenienz. Die britische Ukip, die italienischen «Grillini», der französische Front national und die deutsche AfD – sie stellen eine echte Bedrohung für das traditionelle Machtgefüge dar. «Wenn wir sie nicht schlagen können, übernehmen wir wenigstens einige ihrer Maximen», so die Überlegung des Establishments.

Prioritäten setzen

Der zweite Grund liegt darin, dass die Zahl der Migrant*innen ebenso unüberschaubar wie unübersichtlich geworden ist. Wer drängt nicht alles nach Europa, und wen soll man aufnehmen? Afrikaner, die mitunter Tausende von Euros für eine Überfahrt nach Lampedusa bezahlt haben? Frauen und Kinder aus dem Irak oder Syrien, die neben ihrem gesamten Hab und Gut auch ihr Leben zu verlieren drohen, wenn sie nicht in Sicherheit gebracht werden? Arbeitssuchende aus osteuropäischen EU-Staaten, die einen ähnlich hohen Lebensstandard suchen wie ihre europäischen Mitbürger aus Deutschland, Dänemark oder den Niederlanden – oder zumindest deren grosszügigen Sozialleistungen?

Sicher ist, dass nicht alle aufgenommen werden können – Asylunterkünfte platzen aus den Nähten, Sozialkosten sprengen die Haushalte, die Geduld der Bürger ist zum Zerreißen gespannt. Ebenso sicher ist, dass an Leib und Leben bedrohten Flüchtlingen Schutz geboten werden muss. Die Konsequenz liegt auf der Hand: Es müssen Prioritäten gesetzt werden, und auf dieser Liste rangiert der Roma-Clan aus Transsilvanien eben hinter der jesidischen Familie aus Kurdistan.

Die Schweiz war auch diesmal ihrer Zeit voraus, und es beruhigt, dass man dies offenbar nun in Berlin so sieht (auch wenn man es nie offen zugeben würde). Man hätte sich freilich viel Zeit erspart, wenn auch in Deutschland die Bürger mehr Mitspracherecht hätten. Aber vielleicht folgt man ja eines Tages auch diesem Schweizer Vorbild.

Bühne

Wie Uriella

Von Rico Bandle — Theaterstar Milo Rau erinnert zunehmend an einen Sektenprediger.

Wo der Ostschweizer Regisseur Milo Rau auftaucht, erstarrt die Kulturszene vor Ehrfurcht. Seine Vorstellungen sind alle ausverkauft, die Kritiker überschütten ihn mit Lob. So auch letzte Woche, als Rau in Zürich sein neues Stück «The Civil Wars» präsentierte. Rau liess vier Schauspieler ihre reale Lebensgeschichte erzählen – alle litten unter dem abwesenden oder prügelnden Vater – und verknüpfte das Ganze mit dem Terror des Islamischen Staates. Daraus sollte so etwas wie eine Psychoanalyse unserer Gesellschaft resultieren – einer Gesellschaft notabene, die in Depression versinkt, deren Lebenszweck sich auf die Gewinnmaximierung beschränkt und die unweigerlich auf die Apokalypse zusteuert.



Rettung unmöglich: Regisseur Rau.

Rau nennt gar einen exakten Zeitpunkt für den Weltuntergang, gestützt auf angebliche Erkenntnisse der Nasa: Im Jahr 2070 werde die «Hölle auf Erden» ausbrechen, predigt er im Programmheft. «Wer sich für eine mehr oder weniger zutreffende Schilderung dessen interessiert, was ab Mitte des Jahrhunderts auf uns zukommt: Man findet das alles ziemlich genau in der Apokalypse des Johannes beschrieben.» Der Regisseur reiht sich unter Weltuntergangspropheten wie Uriella oder Erich von Däniken ein. Der Teufel, das ist für ihn der Neoliberalismus, und der habe uns bereits so fest im Griff, dass eine Rettung nicht mehr möglich sei. Als Zuschauer beneidet man plötzlich den Dschihadisten, der zwar ebenfalls dem Tod geweiht ist, aber immerhin auf Erlösung hoffen kann.

Wie sehr das Theaterpublikum von Ljubljana bis Berlin, von Zürich bis Paris Milo Rau huldigt, war schon vor «Civil Wars» rational nur schwer erklärbar. Mit seiner verwegenen Endzeitprophezeiung hat der Regisseur nun endgültig Züge eines Sektenpredigers angenommen.

Affären

Unsinnig

Von Philipp Gut — Geri Müller bleibt im Amt. Seine Kollegen sabotieren ihn. Frech.

Nach Tagen des Abtauchens und des Zögerns kam von Geri Müller (Grüne) am Dienstag ein klares Signal: Er werde nächste Woche in sein Amt als Stadtammann von Baden zurückkehren, kündigte er an. «Endlich», möchte man ausrufen. Nach dem Auffliegen der Nackt-Selfie-Affäre hatte sich Müller zwar glaubwürdig entschuldigt. Danach aber liess er offen, ob er je wieder Stadtpräsident und Nationalrat sein werde. Er liess sich sogar krank schreiben. Es entstand der Eindruck eines gewissen Treibenlassens. Das ist jetzt vorbei.

In Absprache mit seinen Stadtratskollegen hatte Müller die Amtsgeschäfte vorübergehend abgegeben – mit der erklärten Auflage, vor einer Rückkehr die mit der Affäre verbundenen Probleme zu lösen. Diese Bedingung ist zweifellos erfüllt. Der Vorwurf des Amtsmissbrauchs hat sich zerschlagen. Es gibt bis heute keinen Hinweis, dass Müller in seiner Amtsführung in irgendeiner Weise beeinträchtigt gewesen wäre.

Wie im Fall Legrix

Doch nun, wo der gewählte Politiker wieder seine Aufgaben erledigen will, stellen sich seine Stadtratskollegen quer. Sie bedauerten Müllers Entscheid, hiess es in einer Mitteilung. Doch bei blossen Worten lassen es die Kollegen nicht bleiben. Sie machen Müller zu einem König ohne Reich und nehmen dem Präsidenten sämtliche Dossiers weg, darunter das zentrale Finanzressort.

Dieses Vorgehen erinnert an den Fall des Jean-Charles Legrix (SVP). Der Stadtpräsident von La Chaux-de-Fonds wurde von seinen Regierungskollegen nach allerdings diffusen Vorwürfen ebenfalls undemokratisch kaltgestellt, seine Dossiers wurden ihm entzogen. Legrix gab nicht auf. Heute ist er rehabilitiert.

Ähnlich könnte es – vorausgesetzt, Müller steht die Sabotage durch – auch in Baden herauskommen. Denn was die übrigen Stadträte jetzt tun, ist unsinnig. Ein Impeachmentverfahren muss ordentlich sein, oder man lässt es bleiben. Und dass jetzt ausgerechnet der in der Präsidentenwahl unterlegene Vizeammann Markus Schneider (CVP) die Müller-Ressorts übernimmt, macht das Ausbremsmanöver nicht eleganter. Entscheiden müssen schliesslich die Wähler. Bis es so weit ist, soll Müller nicht Däumchen drehen, sondern seinen Job machen. Dafür ist er gewählt worden. Nicht von seinen Regierungskollegen, sondern vom Volk. Nur dieses kann ihn auch abwählen.

Personenkontrolle

Lombardi, Lustenberger, Germann, Egerszegi, Burgener, Grendelmeier, Dreifuss, Fehr, Rossini, Berset

Um nicht weniger als 160 000 Franken überzog letztes Jahr **Filippo Lombardi** (CVP) sein Reisebudget als Ständeratspräsident: Ländern von Oman bis Chile und von Kasachstan bis Kamboodscha machte er seine Aufwartung. Und damit nicht genug: Jetzt folgen die – um ein Vielfaches höheren – Kosten für die Gegeneinladungen. Sie sprengen die Budgets der aktuellen Präsidenten des Nationalrats, **Ruedi Lustenberger** (CVP), und des Ständerats, **Hannes Germann** (SVP), weshalb der Budgetposten für internationale Beziehungen des Parlaments von



Budgetposten: Ständeratspräsident Lombardi.

350 000 auf 500 000 Franken erhöht werden soll. So kam letzte Woche eine 32-köpfige Delegation aus Kuwait nach Bern und stieg im Nobelhotel «Bellevue» ab. Die Eidgenossenschaft zahlte allerdings nur acht Übernachtungen und zwölf Abendessen. Und Filippo Lombardi konnte nichts dafür: Die Gegeneinladung ging auf die Kuwait-Reise einer Delegation unter der Nationalratspräsidentin von 2007, **Christine Egerszegi** (FDP), zurück. (*sär*)

Mit einem flammenden Plädoyer trat letzte Woche **Elisabeth Burgener** im Aargauer Grossen Rat gegen die angebliche «Ausgrenzungspolitik» in ihrem Kanton an. «Was da abging, hat eindeutig die Schmerzgrenze überschritten», verkündete die Co-Präsidentin der SP Aargau. Man wolle nicht einen Kanton, der «gegen Kriegsflüchtlinge feiert». Im Visier hatte Burgener offensichtlich die Grillpartys, mit denen sich Aarburgs Bevölkerung gegen noch mehr Asylbewerber in ihrem Städtchen wehrt. **Felix Grendelmeier**, Wortführer der Aarburger Proteste, nahm das Votum zum Anlass, der Sozialdemokratin einige Zahlen von Aarburg und von Burgeners Wohngemeinde Gipf-Oberfrick vorzuhalten. Gipf-Oberfrick etwa hat gerade mal zehn Asylbewerber untergebracht und bezahlt Ersatzabgaben an den



Schmerzgrenze: Grossrätin Burgener.

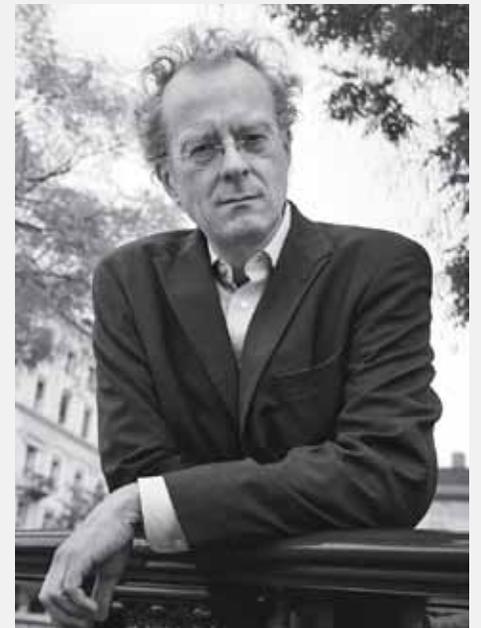
Kanton, damit es nicht mehr werden. Aarburg mit etwa doppelt so vielen Einwohnern beherbergt hingegen heute schon sechzig Asylbewerber und übertrifft die Verpflichtungen bereits um das x-fache. Gipf-Oberfrick hat 0,5 Prozent Sozialhilfebezüger und gibt 14 Prozent für soziale Wohlfahrt aus, während Aarburg eine Sozialquote von über 5 Prozent hat und mehr als ein Drittel für Soziales bezahlen muss. Bevor Elisabeth Burgener andere Gemeinden kritisierte, so Grendelmeier, solle sie doch dafür sorgen, dass ihre eigene Gemeinde den Verpflichtungen im Asyl- und Sozialbereich nachkomme. (*are*)

Wie ein schlechter Witz wirkt die Aussage von **Ruth Dreifuss** (SP) im Abstimmungsbüchlein von 1994: In ihrer Botschaft stellt sie dem Krankenversicherungsgesetz eine «kostendämpfende Wirkung» in Aussicht. Tiefere Kosten dank weniger Wettbewerb? Tatsächlich haben sich die Prämien seither mehr als verdoppelt. Bei der Lancierung der Volksinitiative für eine Einheitskrankenkasse argumentierte das Initiativkomitee auf seiner Website ähnlich: Dank der Initiative – also weniger Wettbewerb – würde die Krankenversicherung «einfacher, effizienter, transparenter und erst noch günstiger». Kein Wunder, ist die dreiste Neuauflage der Dreifuss-Falschaussage mittlerweile aus dem Internet verschwunden – vielleicht war den beiden SP-Vizepräsidenten **Jacqueline Fehr** und **Stéphane Rossini** nicht mehr ganz wohl dabei. Ihr Parteikollege, Bundesrat **Alain Berset**, hat schon im Juni für den Bundesrat klargestellt, dass die Initiative ungeeignet sei, die Gesundheitskosten zu senken. (*fsc*)



Falschaussage: SP-Vizepräsidentin Fehr.

Nachruf



«**Volkskundler**»: Walter Keller.

Walter Keller (1953–2014) — 2009 begeisterte eine Ausstellung im Landesmuseum Zürich die ganze Schweiz: «Witzerland». Die überaus erfolgreiche Schau, die einen humoristischen Blick auf unser Land warf, hatte Walter Keller kuratiert. Als Verleger (Scalo-Verlag), Autor, Journalist, Galerist und Zeitschriftenmitbegründer (*Der Alltag*) sowie als Gründer des Fotomuseums Winterthur war mir sein Name bereits ein Begriff gewesen. Nun lernte ich ihn als Ausstellungsmacher kennen – und als denkverwandten Menschen. Unsere beruflichen Gespräche waren derart erfrischend, unser Austausch derart entspannend kreativ, dass wir in der Folge auch privat Freunde wurden. Ebenso sollte unsere Zusammenarbeit andauern.

Es folgten die Ausstellungen «Kapital. Kaufleute in Venedig und Amsterdam», die erfolgreiche «Märchen, Magie und Trudi Gerster» – sowie aktuell «Grosses Kino. Die Schweiz als Film», eine Schau, die ganz typisch für ihn ist. Denn: Von all seinen Ausstellungen bleibt mir in Erinnerung, wie sich Walter Keller stets frei von ideologischen Barrieren einem Thema nähern konnte. Nie war sein Zugang wertend, nie seine Wahrnehmung kodiert oder fraktioniert. In seinen Ausstellungen verteilte er keine Noten, und er trat dabei nicht belehrend auf. Keller verstand sich dezidiert als «Volkskundler».

In der Nacht auf Montag ist Walter Keller unerwartet verstorben. Ich werde die fruchtbaren Gespräche mit dem Ausstellungsmacher und Menschen Walter Keller vermissen. Und das Museumspublikum seine Ausstellungen. *Andreas Spillmann*

Im Sog der EU-Staubsauger

Von Christian Mundt — Ab sofort darf die Hausfrau hierzulande nur noch mit maximal 1600 Watt den Teppich saugen. Ab 2017 wird weiter eingeschränkt. So will es ein neues Gesetz. Es zeigt den ganzen Irrsinn europäischer Reglementierungen. Bundesbern schreibt ab und übernimmt.

Seit Montag dieser Woche dürfen in der Schweiz keine Staubsauger mit mehr als 1600 Watt Leistung mehr verkauft werden. Dies aus Gründen des Umweltschutzes. Energiesparen ist angesagt. Und weil 1600 Watt für einen Staubsauger offenbar immer noch zu viel sind, werden in drei Jahren, also ab dem 1. September 2017, alle Staubsauger verboten, die mehr als 900 Watt Leistung haben.

Wer jetzt denkt, dies sei einfach die Spinnerei eines Berner Beamten, der noch nie zu Hause einen Teppich saugen musste, verkennt die professionalisierte Bevormundungsbürokratie, die sich in Bern und Brüssel etabliert hat. Der Weg des Staubsaugerverbots ist lang und führt durch mehrere Gesetze, Verordnungen, Richtlinien und Anhänge.

Am Anfang steht die Richtlinie 2009/125/EG des Europäischen Parlaments und des Rats vom 21. Oktober 2009. Diese legt in 26 Artikeln auf 13 Seiten und mit 10 Anhängen fest, wie die EU-Mitgliedstaaten ihre Umweltvorschriften anzupassen haben. Grund dafür ist, dass die EU festgestellt hat, dass bei «in der Gemeinschaft auf dem Markt befindlichen Produktarten bei ähnlicher Funktion und Leistung sehr unterschiedliche Umweltauswirkungen zu beobachten sind». Auf die Staubsauger gemünzt, heisst das, dass nicht alle Staubsauger bei gleicher Saugleistung auch gleich viel Strom verbrauchen. Und weil Staubsauger Strom – und damit «natürliche Ressourcen» – verbrauchen, ist aus EU-Sicht Handlungsbedarf angezeigt.

Tests zur Haltbarkeit des Schlauchs

Dieser Handlungsbedarf wird in der Verordnung 666/2013 der Kommission vom 8. Juli 2013 konkretisiert: Die Verordnung hat «die Festlegung von Anforderungen an die umweltgerechte Gestaltung von Staubsaugern» zum Zweck. Sie hat neun Artikel, die vier Seiten beanspruchen, sowie vier Anhänge auf weiteren sieben Seiten. Aus Artikel 1 ist beispielsweise zu erfahren, dass die Kommission «in einer vorbereitenden Studie die technischen, ökologischen und wirtschaftlichen Aspekte typischer Staubsauger für die häusliche und gewerbliche Nutzung untersucht» hat. So hat die Kommission herausgefunden, was jede Hausfrau und jeder Putzmann weiss, nämlich, dass «die für die Zwecke dieser Verordnung relevanten Umweltaspekte der betroffenen Produkte der Energieverbrauch in der Nutzungsphase, die Staubaufnahme, die Staubemission, der Geräuschpegel (Schalleistungspegel) und die Haltbarkeit»

sind. Weiter weiss die EU, dass «Nasssauger, kombinierte Nass- und Trockensauger, Saugroboter, Industriestaubsauger, Zentralstaubsauger, akkubetriebene Staubsauger und Bohnermaschinen sowie Staubsauger für den Aussenbereich» andere Merkmale aufweisen und darum nicht in dieser Verordnung geregelt werden sollten. Um aber sicher zu gehen, dass keine Fragen darüber auftauchen, für welche Staubsauger die Verordnung nun tatsächlich gelten soll und für welche nicht, werden in der

Verordnung zwanzig Staubsaugertypen exakt definiert. So wird gemäss EU ein Teppichstaubsauger «mit einer festen, speziell für die Reinigung von Teppichen ausgelegten Düse oder ausschliesslich mit einer oder mehreren abnehmbaren, speziell für die Reinigung von Teppichen ausgelegten Düsen geliefert».

Die vom ehemaligen Kommissionspräsidenten José Manuel Barroso unterschriebene Verordnung legt dann in Anhang 1 fest, dass der jährliche Energieverbrauch von Staubsaugern



«Anforderungen an das Inverkehrbringen».

weniger als 62 Kilowattstunden pro Jahr und die Nettoleistung weniger als 1600 Watt betragen muss. Damit trotzdem noch gesaugt werden kann, wird eine Mindeststaubaufnahme vorgeschrieben, die sich anhand eines «Referenz-Staubsaugersystems» berechnet, wobei zwischen verschiedenen Böden (wie Teppich oder Hartboden) unterschieden wird. Daneben gibt es weitere Tests, beispielsweise zur Haltbarkeit des Staubsaugerschlauchs – mindestens 40 000 Schwenkungen mit einer Belastung von 2,5 Kilogramm – oder des Motors: 14 Minuten und 30 Sekunden Betrieb mit halbgefülltem Staubbehälter, 30 Sekunden Pause, dann erneuter Betrieb. Das ganze Prozedere muss mindestens 2000-mal durchgeführt werden, nach 2400 Durchgängen respektive 600 Stunden aber «ist abbrechen».

Staubsauger, die diesen Härtetest bestanden haben, dürfen nun also in der EU noch drei

Jahre lang in Verkehr gebracht werden, danach sind sie in der EU verboten. Wie die EU will auch die Schweizer Regierung den von ihr Regierten vorschreiben, was sie zu kaufen haben. Darum hat der Bundesrat im März 2011 seine Botschaft zur Anpassung von Artikel 8 des Energiegesetzes verabschiedet. Ziel: Der «Vollzug der Effizienzmassnahmen» soll «optimiert» werden. Vor der Revision von Artikel 8

Anstelle von freiwilligen Massnahmen müssen zuerst Vorschriften kommen.

sah das Energiegesetz freiwillige Massnahmen zum Energiesparen vor, was sich – so der Bundesrat – «in der Vergangenheit nicht in jedem Fall als zielführend» erwies. Aus diesem Grund wollte die Landesregierung die Rangfolge än-

dern: Anstelle von freiwilligen Massnahmen müssen zuerst Vorschriften kommen!

In der Wintersession 2011 stimmten sowohl Stände- als auch Nationalrat der Änderung zu, wobei sich lediglich die SVP und einzelne Freisinnige gegen die Anpassung wehrten. Und so darf der Bundesrat nun Vorschriften über den Energieverbrauch, das Prüfverfahren und das Inverkehrbringen – sprich Handeln und Verkaufen – von Anlagen, Fahrzeugen und Geräten machen. Dabei hat er sich «an den besten verfügbaren Technologien» zu orientieren und «internationale Normen und Empfehlungen anerkannter Fachorganisationen» zu berücksichtigen – was in den Augen unserer Landesregierung offensichtlich die Europäische Kommission mit ihren tiefeschürfenden Studien ist.

Der Bundesrat hat seine neue Vorschriftskompetenz in Artikel 10 der Energieversorgung festgehalten, der nun seit Januar dieses Jahres in Kraft ist und die exakten Anforderungen regelt. Zuständig für die Umsetzung ist das Bundesamt für Energie (BfE) im Departement von Doris Leuthard (CVP). Gemäss diesem neuen Artikel müssen die Händler und Verkäufer dem BfE eine Konformitätserklärung vorlegen können, die bestätigt, dass das Gerät die Anforderungen erfüllt. Weiter braucht der Verkäufer technische Unterlagen, die es dem BfE ermöglichen, dies nachzuprüfen.

21 Anhänge auf 60 Seiten

Die genauen Anforderungen an die Geräte sind in derzeit 21 Anhängen auf 60 Seiten beschrieben – wobei die Gesamtheit der zu beachtenden Vorschriften noch um ein Vielfaches grösser ist: In der Energieverordnung verweist der Bundesrat auf die jeweiligen EU-Verordnungen und Richtlinien. Die 21 Anhänge regeln von Boilern (Anhang 1) über Kühlschränke (Anhang 2), Lampen (Anhänge 3, 14 und 15), Wasch- und Abwaschmaschinen (Anhänge 4 und 20), Backöfen (Anhang 7) bis zu Netzgeräten (Anhang 11), Fernsehern (Anhang 12) oder Set-Top-Boxen (Anhang 9) nahezu alles, was irgendwie Strom verbrauchen könnte. Und falls keine der spezifischen Vorschriften zutrifft, regelt Anhang 8 der Energieverordnung pauschal alle «netzbetriebenen elektrischen und elektronischen Haushalts- und Bürogeräte im Bereitschafts- und Aus-Zustand». Und Anhang 21, seit rund einem Monat in Kraft – ist den Staubsaugern gewidmet.

Sowohl für die Begriffserklärung wie für das «energietechnische Prüfverfahren» oder eben die «Anforderungen an das Inverkehrbringen» wird auf die beschriebene EU-Verordnung 666/2013 verwiesen. Und weil diese in den EU-Ländern den Verkauf von Staubsaugern mit mehr als 1600 Watt Leistung verbietet, dürfen diese Geräte auch in der Schweiz nicht mehr verkauft werden. Offensichtlich übernimmt die Schweiz freiwillig jeden Unsinn, der in Brüssel verabschiedet wird. ○



Unsere Kurden

Von Henryk M. Broder — Das Konzept am Hindukusch ist nicht aufgegangen.



Also doch. Letzten Montag gab die Bundesregierung bekannt, deutsche Waffen an die Kurden im Irak zu liefern. Anschliessend segnete der Bundestag mit grosser Mehrheit in einer lau geführten Debatte die Entscheidung ab. Der wendehalsige Gregor Gysi, der vor wenigen Tagen militärische Hilfe für die Kurden noch befürwortet hatte, stimmte dagegen, man könne ja nicht wissen, wo die Waffen am Ende landen würden, er fand es zudem «stilllos», ausgerechnet am 1. September, dem Weltfriedenstag, über Waffenlieferungen zu debattieren. Auch die Fraktionschefin der Grünen, Katrin Göring-Eckhardt, sorgte sich um die «grosse Gefahr, dass die Waffen in falsche Hände geraten», ein Argument, mit dem man ebensogut den Verkauf von Feuerwerkskörpern und Küchenmessern verbieten könnte. Dagegen betonte die Kanzlerin, es gelte, «die Not der Menschen im Irak nicht nur zu lindern, sondern auch durch Waffenlieferungen zu verhindern».

Was dabei nicht zur Sprache kam, war eine ironische Volte der Geschichte, die an diesem Tag offenbar wurde. Noch vor kurzem wurde die deutsche Sicherheit «am Hindukusch verteidigt», von Sozialarbeitern in Uniform, die beim «Aufbau einer Zivilgesellschaft» helfen und «die Herzen und die Köpfe» der Einheimischen gewinnen sollten. Nachdem dieses Konzept nicht aufgegangen ist, werden jetzt die Einheimischen aufgerüstet, damit sie uns vor den vorrückenden Mörderbanden der Islamisten beschützen.

Ausgerechnet die Kurden, die es als einzige Ethnie im arabischen Raum geschafft haben, eine einigermaßen funktionierende Zivilgesellschaft aufzubauen, werden zu unseren Ausputzern. Sie kennen sich im Gelände aus, sprechen viele Sprachen und leiden nicht unter den Verwirrungen, die das Programm der deutschen Friedensbewegung ausmachen. Angenommen, sie schaffen es, die IS-Truppen aufzuhalten oder gar zurückzuschlagen, was dann? Dann werden sie als Belohnung einen eigenen Staat verlangen, wie er ihnen schon 1920 im Vertrag von Sèvres in Aussicht gestellt wurde. Das befürchtet auch Bundesausserminister Steinmeier. Schon jetzt hat er die Gründung eines kurdischen Staates zu einer Gefahr erklärt.

Der Verrat ist programmiert.

Gleich kurze Spiesse für alle

Von Kurt Schiltknecht — Wettbewerb schafft Wohlstand. Das gilt auch für die Konkurrenz zwischen Staaten und Regierungen. Die momentane Nivellierung nach unten ist gefährlich.

Ausser den Kommunisten und anderen fundamentalistischen Staatsinterventionisten möchte kaum jemand den freien Wettbewerb in der Wirtschaft verbieten. Dieser hat nicht nur Wohlstand geschaffen, er hat auch das Wissen vorangetrieben. Unternehmen können nur wettbewerbsfähig bleiben, wenn sie immer neue, bessere und auf effizientere Art hergestellte Güter entwickeln. Dieses Suchen und Forschen nach neuen Produkten und Herstellungsverfahren hat in den letzten hundertfünfzig Jahren zu grossem Wohlstand und enormem Wissen beigetragen.

Im politischen Bereich allerdings geht der Wettbewerb zwischen Systemen und Rahmenbedingungen immer mehr verloren – erstaunlich angesichts seiner vielen Vorteile. Statt den Wettbewerbsgedanken zu fördern, rufen die Politiker nach einer Harmonisierung der Gesetze, der Regulierungen und der Steuern. Doch je mehr harmonisiert wird, desto geringer wird der politische Wettbewerb.

Die Gebiete mit natürlichen Standortnachteilen haben keine Chance mehr, mit besseren Rahmenbedingungen wettbewerbsfähig zu bleiben. Hinzu kommt, dass die einzelnen Gebietskörperschaften das Interesse verlieren, nach besseren Rahmenbedingungen für ihre Bürger und Unternehmen zu suchen. Gerade dies wäre im Hinblick auf den gesellschaftlichen Fortschritt und die Schaffung von Wohlstand von zentraler Bedeutung.

Solange zwischen den Staaten und Regionen Wettbewerb um die besten Rahmenbedingungen herrscht, besteht ein permanenter Druck auf die Politiker. Dafür sorgen die Bürger und die Wirtschaft, denen nicht verborgen bleibt, wenn sich die Wirtschaft in anderen Gebieten erfolgreicher entwickelt.

Viele Politiker wollen diesem Druck nicht nachgeben, weil sie die Staatsaktivitäten nicht abbauen, die steuerliche Belastung nicht niedrig halten und den Bürgern und der Wirtschaft keinen grösseren Freiraum zur Entfaltung gewähren wollen. Stattdessen fordern sie eine Harmonisierung der Rahmenbedingungen. Den politischen Wettbewerb um bessere Rahmenbedingungen, um niedrigere Steuern und weniger Regulierungen bezeichnen sie als unfair und als Gefahr für die Gesellschaft. Es ist kein Zufall, dass vor allem Staaten mit schlechten Rahmenbedingungen sich für eine Harmo-

nisierung starkmachen und ihre schlechten Rahmenbedingungen zum Massstab nehmen.

Positivbeispiel Singapur

Seit die amerikanische Wirtschaftspolitik unter Barack Obama ihre liberale Prägung verkümmern lässt, nimmt der Druck auf die kleinen erfolgreichen Länder zu einer Anpassung, zur Angleichung ihrer Rahmenbedingungen an die schlechteren Standards der grossen Länder zu. Wie gefährlich Harmonisieren sein kann, hat die letzte Bankenkrise gezeigt. Weil die Eigenkapitalvorschriften von «Basel II» für die Banken der Industrieländer gleich waren, konnten alle ihre Bilanzsummen bei viel zu niedrigen Eigenmitteln in unverantwortlicher Weise ausweiten. Hätten die einzelnen Länder ihre Vorschriften selbst gestaltet, wären die Eigenkapitalanforderungen in einigen Ländern höher gewesen, und die Bankenkrise wäre weniger gravierend ausgefallen.

Wenn der politische Wettbewerb spielen würde, wäre das Finden von guten Rahmenbedingungen einfacher. Die Politiker könnten sich in den verschiedenen Ländern, in den Kantonen und Gemeinden umschaun, welche Voraussetzungen Wachstum und Wohlstand schaffen. Singapur hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg stark an der schweizerischen Poli-

itik, an den Gesetzen, den Regulierungen und der Ausbildung orientiert und die gewonnenen Erkenntnisse erfolgreich umgesetzt.

In der Schweiz hat vor allem das föderalistische System zu besseren Rahmenbedingungen beigetragen. Insbesondere hat der Steuerwettbewerb die Steuerbelastung im internationalen Vergleich relativ niedrig gehalten. Es ist kein Zufall, dass die Länder mit föderalistischem Staatsaufbau und einem funktionierenden politischen Wettbewerb zu den wirtschaftlich erfolgreichsten zählen. Harmonisierung hat sich langfristig dagegen nur selten ausbezahlt. Das hat beispielsweise die Einführung des Bologna-Systems an den schweizerischen Hochschulen gezeigt. Es wäre auch kein Nachteil, wenn die geplante Schulharmonisierung Schiffbruch erleiden würde.

Auch in der Politik führt der Wettbewerb nicht immer zu perfekten Lösungen. Doch dessen Ausschaltung hat noch nie die versprochenen Ergebnisse gebracht.



Strategisches Patt

Von Hansrudolf Kamer — Die EU hat einen neuen Ratspräsidenten und eine neue Aussenbeauftragte. Sie sind so ausgewählt worden, dass sie die Kreise der Regierungen nicht stören – auch in der Krise nicht.



Inmitten des allgemeinen Krisengetümmels haben die Mitgliedstaaten der Europäischen Union die Führung der Brüsseler Institutionen komplettiert. Nach dem Seilziehen um den Posten des Leiters der Kommission

wurde die Ratspräsidentschaft mit dem polnischen Regierungschef Donald Tusk und die Spitze der Diplomatie mit der italienischen Aussenministerin Federica Mogherini besetzt.

Wer sich an die Namen ihrer Vorgänger erinnert, ist ein hochspezialisierter Brüssel-Fan. Herman Van Rompuy und Baroness Ashton of Upholland sind nicht einmal in Europa selber zu fassbaren Grössen geworden. Das war ihr vorbestimmtes Schicksal. In einer Zeit, in der die Wirtschaft der EU-Länder stagniert, die Krise in der Ukraine zum Krieg mutiert, der Mittlere Osten brennt und die Bedrohung durch den Terrorismus zunimmt, marschiert die EU im alten Trott.

Es sind die Mitgliedstaaten, allen voran Deutschland, die Richtung und Tempo angeben. Hauptprobleme bleiben die Uneinigkeit in der Wirtschaftspolitik – fast alle gegen Merkel – und das ausbleibende Wachstum. So spricht man lieber über anderes. Am jüngsten Gipfeltreffen war die Ukraine das beherrschende Thema.

Man wünscht sich diese europäische Krise ganz einfach weg, denn insgeheim wissen Deutsche, Franzosen und Briten, dass mit Sanktionen aller Art der Sache nicht beizukommen ist. Deshalb flüchtet man sich in Geschichtslektionen, die sich im Jubiläumsjahr anbieten.

Noch ist Donald Tusk Chef der polnischen Regierung. In dieser Eigenschaft nutzte er seinen Auftritt an der Gedenkfeier auf der Westerplatte bei Danzig, wo vor 75 Jahren der Zweite Weltkrieg begonnen hatte, um das historische Geschehen für die derzeitige Lage in der Ukraine zu instrumentalisieren. Die Tragödie der Ukrainer, der Krieg im Osten, dürfe nicht zur Wiederholung der Geschichte führen, waren seine Worte.

Aber nicht Deutschland, sondern Russland war der Adressat. Die Sowjets waren damals nach Hitlers Vorpreschen auch in Polen eingefallen. Tusk erlebte dann persönlich die brutale Niederschlagung des Arbeiteraufstandes in

Danzig 1970 durch die sowjetischen Statthalter und ging zehn Jahre später für die Solidarnosc auf die Strasse, bevor das Kriegsrecht verhängt wurde.

Dieser Hintergrund mag erklären, weshalb er sich für das europäische Amt entschied, obwohl er einer der erfolgreichsten osteuropäischen Politiker nach 1989 ist. Unter seiner Ägide gelang es, Polen ohne Rezession durch die Finanzkrise zu lotsen und das Verhältnis zu den beiden Erzfeinden Deutschland und Russland zu verbessern.

Das war vor der Ukraine-Krise. Tusk wird im neuen Amt weniger Einfluss auf die Haltung der Europäer gegenüber Russland haben als in seinem alten. Das ist auch einer der Gründe, weshalb er berufen wurde. Die Nominierung von Federica Mogherini zur Aussenbeauftragten folgt einer ähnlichen Logik.

Der Hohe Vertreter der Europäischen Union für Aussen- und Sicherheitspolitik (kurz HV) wird gar nicht mehr ernst genommen. Der Spanier Javier Solana war noch eine Persönlichkeit kraft seiner früheren Ämter. Doch Mogherini ist erst seit sechs Monaten italienische Aussenministerin, hat keine Erfahrung und verdankt ihre Ernennung nur dem Umstand, dass die deutsche Bundeskanzlerin Merkel für die bereits verblässende italienische Reformhoffnung Matteo Renzi «etwas» tun wollte.

Brüssel bestimmt nicht, wohin die Reise geht. Es sind Merkel, Cameron und Hollande, die den Takt vorgeben, und diese drei sind sich, abseits ihrer Festtagsreden, in der Hauptsache gar nicht einig. So entsteht ein europäisches strategisches Patt – und das ist, alles in allem, wahrscheinlich besser so.

Tusk wird in seiner Funktion als Ratspräsident auch die Sondergipfel der Euro-Zone leiten. Dabei wird es niemanden stören, dass Polen den Euro nicht übernommen hat und einen grossen Teil seines wirtschaftlichen Erfolges genau dieser Tatsache verdankt. Dies ist ein weiteres Beispiel dafür, wie lapidar gewisse europäische Dinge geregelt werden.

Das politische Risiko steigt

Es herrscht ein eklatanter Mangel an politischen Führern in vielen Mitgliedstaaten, die den Mut und die Fähigkeit haben, Struktur-reformen auf nationaler Ebene durchzusetzen. Wettbewerbsfähigkeit kommt nicht von selbst, und nur Wachstum könnte die Schulden- und Verteilungsproblematik im Sozialen entschärfen und schliesslich bewältigen.

So bleibt es bei der Versicherung des Chefs der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi, er werde alles tun, um zu verhindern, dass die enorme Staatsverschuldung den Euro sprengt. Während das finanzielle Risiko gross, aber überschaubar ist, steigt das politische.

Frankreich und Britannien sind unsichere Kantonisten geworden. In beiden Ländern haben Euro-Skeptiker starken Auftrieb, und die Überzeugung könnte sich durchsetzen, ausserhalb der Euro-Zone lasse sich besser politisieren und wirtschaften. Die Euro-Krise meldet sich zurück.



Hinweis, wie lapidar gewisse europäische Dinge geregelt werden: Tusk, Mogherini.

Parteinahme für Kriegspartei

Von Christoph Mörgeli

Litauens Präsidentin Dalia Grybauskaitė, ehemals Mitglied der sowjetischen Kommunistenpartei und dann EU-Kommissarin, sagt es so: «Russland ist im Krieg mit der EU.» Die Europäische Union wird im Konflikt um die Ukraine ganz offiziell zur Kriegspartei erklärt. Nun dämmert's dem Hintersten und Letzten: Die EU ist eine supranationale Organisation, welche die machtpolitischen Interessen ihrer Mitgliedstaaten wahrnimmt. Und zwar im Rahmen einer gemeinsamen Aussen-, Sicherheits- und Militärpolitik. Sollte die Schweiz – wie vom Bundesrat beabsichtigt – zur Rechtskolonie der EU absinken, wird aus der immerwährenden Neutralität eine nimmerwährende Neutralität.

Die Europäische Union will ihr Einflussgebiet in Richtung Osten erweitern. Sie hat am 21. März und am 27. Juni 2014 ein Assoziierungsabkommen mit der Ukraine abgeschlossen. Dieses verletzt den «Grundlagenvertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und Partnerschaft» zwischen der Ukraine und Russland vom 31. Mai 1997. Dessen Artikel 6 verbietet den Abschluss von Verträgen mit gegenläufigen Interessen. Ziel war es damals, ein Zusammengehen der Ukraine mit der Nato zu verhindern.

Die deutsche Bundesregierung musste in Beantwortung einer parlamentarischen Anfrage zum entsprechenden Assoziierungsabkommen zugeben, dass es auch um die militärische Zusammenarbeit geht. Die Ukraine sei «integriert in ein umfassendes Sicherheitsabkommen». Dieses Jahr hat eine ukrainische Fregatte an EU-Operationen zur Bekämpfung der Piraterie teilgenommen. Ukrainische Truppen beteiligten sich 2014 auch an einem «EU-Gefechtsverband unter griechischer Führung». Man pflegt Beziehungen an Seminaren mit «regelmässigem Austausch von sicherheitspolitischen Fragen».

Nach Artikel 185 müsste der Bundesrat in seiner Aussenpolitik die Neutralität bewahren. Dennoch übernimmt er die Sanktionen der EU, also von einem parteiischen Teil des Problems. Bundesbern stützt sich auf das Embargogesetz von 2002. Darin sind Massnahmen der Uno, der OSZE und der «wichtigsten Handelspartner» genannt. Die Nennung der EU wurde bewusst vermieden. Um darüber hinwegzutäuschen, dass die ehemals neutrale Schweiz nach der Pfeife des Macht- und Kriegsgebildes EU tanzt. Der Bundesrat wärmt sich an einem Sonnenstrahl in Brüssel. Und foutiert sich ums Gewitter in Moskau.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Gratisgeld für KMU

Von Peter Bodenmann — Die Sparpolitik bringt kein Wachstum. Der Schweiz und Europa droht eine Deflation.



Je länger alle zuwarten, umso schwieriger wird das überfällige Umsteuern.

Der Schweizer Franken ist ein zu teurer Euro, weil die Nationalbank den Mindestkurs fälschlicherweise nicht bei 1.45, sondern bei 1.20 festgezurrut hat. Ohne Mindestkurs – wie einst von Oswald Grübel und Christoph Blocher gefordert – würde die Schweiz in einer tiefen Rezession stecken, weil zu viele unserer Produkte und Dienstleistungen nicht mehr konkurrenzfähig wären. Das Scheinproblem Zuwanderung wäre gelöst.

Die Nationalbanken haben in den letzten Jahren viel Geld in die Märkte gepumpt. Die neoliberalen Kaffeesatzleser warnten vor einer hohen Inflation. Eingetreten ist das Gegenteil: Die Preise beginnen auf breiter Front zu sinken. Die Teuerungsrate im Euro-Raum beträgt nur noch lächerliche 0,3 Prozent. Deutsche wie Schweizer Häuslebauer bekommen das Geld praktisch gratis. Der Schweiz und Europa droht eine Deflation. Die ganze Sparpolitik bringt kein Wachstum. Je länger alle zuwarten, umso schwieriger wird das überfällige Umsteuern.

Die Löhne in Ländern, die wie die Schweiz oder Deutschland zu potent sind, müssen steigen. Dies würde einerseits die Kaufkraft erhöhen und andererseits Länder wie Portugal, Spanien und Italien konkurrenzfähiger machen. Selbst die deutsche Bundesbank scheint dies langsam zu begreifen.

Innerhalb Europas braucht es einen funktionierenden Finanzausgleich, zwischen wirt-

schaftlich starken und wirtschaftlich schwachen Regionen. Ohne Finanzausgleich bluten Randregionen aus. Die öffentliche Hand muss mehr in die eigene Infrastruktur investieren, die leider vielerorts am Verlottern ist.

Es reicht nicht, wenn die Nationalbanken den Banken Gratisgeld zuschieben. Dieses Geld muss auch kleinen und mittleren Unternehmen mittels Krediten zur Verfügung stehen, damit diese investieren, um so der steigenden Nachfrage der privaten und öffentlichen Haushalte entsprechen zu können.

Der spekulative Finanzbereich ist trocken-zulegen, so wie dies Franklin D. Roosevelt in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts in Amerika erfolgreich gemacht hat. Nichts senkt die Verschuldung von Haushalten, Unternehmen und Staaten mittelfristig effizienter als Wirtschaftswachstum, verbunden mit einer jährlichen Inflation von 2 bis 5 Prozent.

Das Versagen der Christ- und Sozialdemokraten stärkt den Aufstieg der Nationalisten. Marine Le Pen, Heinz-Christian Strache und Konsorten werden sie – weil die Geschichte dialektisch funktioniert – zum Umsteuern zwingen. Oder selbst an die Macht kommen. Noch hat dies François Hollande nicht begriffen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ritt auf der Rasierklinge

Von Kurt W. Zimmermann — Wer hätte das gedacht? Nach zwölf Jahren Totenstarre zuckt die NZZ wieder.

Wiener sind höfliche Leute. Besonders höflich werden sie, wenn man mit ihnen über die Expansion der NZZ nach Österreich redet.

Er halte den Vorstoss aus Zürich für «sehr ambitioniert», sagt höflich Rainer Schüller, der Online-Chef beim *Wiener Standard*. Er halte den Vorstoss aus Zürich für einen «interessanten Versuch», sagt höflich Christian Skalnik, der Online-Chef des *Kuriers*.

Die *Neue Zürcher Zeitung* geht nach Wien. Sie will dort eine Internet-Zeitung bauen. Man setze im Osten auf «Qualität, Unabhängigkeit und Reputation», sagt Veit Dengler, der CEO der NZZ-Gruppe.

Dengler ist Österreicher und seit knapp einem Jahr im Amt. Mit seinem Reisepass hat sein Projekt indessen wenig zu tun.

Die NZZ hat das Problem vieler Medienhäuser. Sie produziert teure Inhalte, die sie nur einmal verkaufen kann. Sie sucht darum nach einer Zweitverwertung. Deutschland ist dafür zu teuer, weil zu gross, Liechtenstein ist zu klein.

Bleibt Österreich. Das aber ist im digitalen Geschäft kein Operettenstaat, sondern eine Macht. Die Handy-Dichte beispielsweise ist die höchste Europas.

Die NZZ tritt darum gegen eine Konkurrenz an, gegen die sie schlechte Chancen hat. Sie tritt vor allem gegen den *Standard* an. Das Blatt, angesiedelt im gehobenen Segment, war Anfang 1995 die erste deutschsprachige Tageszeitung, die ein Internet-Angebot lancierte.

Das zahlt sich bis heute in glänzenden Zahlen aus. Der *Standard* kommt bei den *visits*, dem Mass für die Attraktivität einer Website, monatlich auf zwanzig Millionen. Die NZZ erreicht die Hälfte davon. Schlechter auch ist ihre Qualität, wenn man sie an der Nutzungsdauer misst. Beim *Standard* bleibt ein Leser im Schnitt achteinhalb Minuten auf der Seite. Bei der NZZ sind es fünf Minuten. In diesem Geschäft sind das Welten.

Warum also soll jemand in Wien Erfolg haben, der in Zürich weniger Erfolg hat?

Nun, NZZ-Chef Dengler kann nicht anders. Sein Haus ist unternehmerisch in einem jammervollen Zustand. Es ist wie gelähmt. Seit der Gründung der *NZZ am Sonntag* im Jahre 2002 hat das Unternehmen keine erfolgreiche Eigenleistung oder Akquisition mehr hervorgebracht.

Dazu ein kleiner, aber vernichtender Vergleich: Im Jahr 2002 machte die NZZ-Gruppe einen Umsatz von 481 Millionen. Heuer sind es



Wie gelähmt: NZZ-Chef Dengler.

470 Millionen. Konkurrent Tamedia machte 2002 einen Umsatz von 640 Millionen. Heuer sind es 1,1 Milliarden.

Weil die umsatzschwache NZZ kaum Geld verdient, fällt auch das Investment in Österreich bescheiden aus. Ein Dutzend Journalisten werden in Wien tätig sein, dazu ein paar Köpfe im Verlag. Konkurrent *Standard* hatte schon vor einem Jahr einhundert Online-Mitarbeiter.

Die NZZ versucht darum schon gar nicht, im Massengeschäft der News mitzuspielen. Sie will sich als Nischenanbieter positionieren, der primär Analyse und Hintergrund bietet.

Dafür hofft sie auf ein Bezahlmodell. Rund zehntausend Abonnenten für etwa 200 Euro im Jahr sind das Ziel. Doch das wird sehr schwierig werden. In Österreich ist im Internet alles gratis, vom Staatssender ORF bis zu sämtlichen News-Sites der Verlage wie *Standard*, *Kurier*, *Presse* und *Krone*. «Die Bereitschaft, für Online-Inhalte zu zahlen, ist in Österreich sehr gering», sagt *Standard*-Chef Rainer Schüller.

Dennoch: Man muss es NZZ-Chef Dengler hoch anrechnen, dass er in seinem Chalet der Schlafsäcke wieder etwas bewegt. Selbst ein Himmelfahrtskommando wie jenes in Österreich ist besser als die Fortsetzung des bisherigen *rigor mortis*.

Für die NZZ wird es ein Ritt auf der Rasierklinge – aber sie reitet zumindest wieder.

Die Sekretärin

Von Beatrice Schlag — Ein Denkmal für Freda Kelly.

Freda Kelly war ein Beatles-Fan. Von den 292 Auftritten im Liverpooleser «Cavern Club», sagt sie in einem TV-Dokumentarfilm, habe sie bestimmt 190 gesehen. Jeder kannte sie im Club, natürlich auch die Mitglieder der Beatles, die damals noch nicht einmal eine Stadtberühmtheit waren. Mit siebzehn wurde Freda Sekretärin der Band, ging bei deren Freundinnen und Familien ein und aus. Sie beantwortete Fanbriefe mit Respekt und Ausführlichkeit, weil sie die Begeisterung der Mädchen nachempfinden konnte.



Auf die Frage, ob sie je ein Verhältnis mit einem der Beatles gehabt habe, antwortete sie nach kurzem Zögern mit Nein: Sie sei abwechselnd in alle vier verliebt gewesen. Man kann annehmen, dass das nicht ganz stimmt, aber auch nicht besonders wichtig war. Freda war zehn Jahre lang für die Beatles tätig. Als sie ging, waren sie Weltstars. Sie kündigte, weil sie zum zweiten Mal schwanger wurde und ahnte, dass es die Band nicht mehr lange geben würde. Etwas war vorbei – und ihre eigene Familie war ihr wichtiger.

Freda Kelly sitzt auf einem Millionenschatz an Bildern und Privatinformationen über die berühmteste Band der Welt. Sie hat niemals einen Stillhaltevertrag unterschrieben, ohne den heute bei Justin Bieber kein Gärtner auch nur dessen Rasen mähen darf. Freda Kelly hat keinerlei Interesse, ihren Fundus zu Geld zu machen, obwohl sie durch ihren Job nicht einmal ansatzweise reich wurde. Sie arbeitet immer noch als Sekretärin. Für wen, sagt sie im Dokumentarfilm nicht. Aber es ist anzunehmen, dass einem der Name nichts sagen würde.

Sie habe, sagt ihre Tochter, ihr kaum je etwas über die Beatles erzählt. Ihre lange Geschichte mit ihnen – besser gesagt, einen winzigen und nie geschwätzigen Teil ihrer Geschichte mit den Beatles – wollte ihre Mutter jetzt im Fernsehen erzählen, weil ihr erstes Enkelkind sehr jung gestorben war. Ihrem zweiten Enkelkind, sagte Freda Kelly, würde sie gerne verständlich machen, dass seine Grossmutter ein interessantes Leben hatte. Man muss kein mickriger Mensch sein, um bei so viel Selbstachtung neidisch zu werden: Grossmutter hatte kein banales Leben, und das lag an den Beatles. Unter anderem.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich noch über Massenverblödungsphänomene wie dieses Eiskübel-über-den-Kopf-Schütten aufregen? *Oliver Christen, Bern*

Ja, man muss sich fürchterlich aufregen. All dieser von den Medien hochgeblasene Blödsinn, diese Idiotie, dieser Quatsch, dieser Irrsinn und dieser Wahnwitz sind zum Haare-raufen. Toben Sie herum wie Rumpelstilzchen. Es ändert zwar nichts, ist aber gut für den Kreislauf.

Kurt W. Zimmermann

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Am besten lässt man in diesem Zustand die Finger von Kamera, Internet und Handy.» *Otto Graf*

Schnuderbueebenblödsinn

Nr. 35 – «Ohne Privatheit stirbt die Freiheit»; Roger Köppel über den Schutz der Intimsphäre

«Big Brother Is Watching You!» scheint in der Affäre um den grünen Stadtammann von Baden und Nationalrat etwas weit hergeholt und wenig zutreffend zu sein. Die «Tat» wurde im öffentlichen Raum begangen, und eine der beteiligten Personen hat sie ins Scheinwerferlicht der täglich nach Primeurs lechzenden Medien gezerrt. Von einer flächendeckenden Bespitzelung kann hier deshalb nicht die Rede sein. Es ist am Badener beziehungsweise am Aargauer Volk, mit dem Stimmzettel zu entscheiden, ob es diesem Mann weiterhin das Vertrauen schenken will oder nicht. *Karl Bischofberger, Küssnacht*

Wer sich, wie dies bei Müller offenbar der Fall war, auf einem Hormontrip befindet, muss eben aufpassen, was er herauslässt. Am besten lässt man in diesem Zustand die Finger von Kamera, Internet und Handy. Das Resultat ist nicht: «Big Brother Is Watching You», sondern: «Der politische Gegner hat dich im Visier»; und dieser ist bekanntlich nicht dein Freund und Helfer. In Anbetracht seiner politischen Ausrichtung (vorwiegend links und palästinenserfreundlich) musste Müller mit politischen Gegnern rechnen. Dies hätte ihn zu besonderer Vorsicht mahnen müssen. *Otto Graf, Nidau*

Köppels Entrüstung über diese peinlichen – und unverzeihlichen – Sex-Eskapaden sowie

seine «Hommage» an G. Müller sind geradezu widerwärtig! Entweder man steht im öffentlichen Leben, oder man ist Privatmann. Es gibt nichts dazwischen. Aber vielleicht ist der stets Wasser predigende und Wein trinkende «grüne» Geri ein Busenfreund oder sogar stiller Teilhaber, sprich: Aktionär, bei der *Weltwoche*. *Bernard Wüest, Fischenthal*

Was soll das? Robin Köppel – der Rächer der Verwirrten und Vergreisten? Wenn ein Stadtpräsident und Politiker von nationalem Rang derartigen Schnuderbueebenblödsinn treibt, dann ist das schon von öffentlichem Interesse. *Ignaz Schmucki, Thun*

Guten Tag, Geri Müller. Ich habe seit mehreren Jahren hohen Respekt vor Ihrer Arbeit als Mensch und Politiker. Ich habe ebenso hohen Respekt vor Ihrer Art, wie Sie in aller Offenheit mit den Problemen der vergangenen Tage und Wochen umgehen. Die Beiträge in der *Weltwoche* (umsichtig, sachlich, präzise recherchiert und kommentiert durch Roger Köppel) lassen meinen Respekt Ihnen gegenüber noch höher steigen. Was auch auf Sie noch zukommen mag, geben Sie nicht auf. Die Schweiz braucht Leute wie Sie: Politiker, die Menschen geblieben sind. Ich wünsche Ihnen viel Kraft!

Samuel Rosser, pens. Pfarrer im Kanton Bern

Häme, Spott und Verachtung

Nr. 35 – «Man galt rasch als Staatsfeind»; Rico Bandles Interview mit Lukas Hartmann

Lukas Hartmann beklagt sich, dass in unserem Land nicht sachlicher über eine Annäherung zur EU diskutiert werde. Er sollte besser darüber nachdenken, wie viel Häme, Spott und Verachtung über die SVP-Politiker von seinen linken Kollegen und der ganzen Medienlandschaft ausgegossen wird. Unser Bestreben muss es sein, mit der EU eine Win-win-Situation auszuhandeln, die unserer Eigenständigkeit gerecht wird. Dazu wäre Herr Blocher durchaus fähig. Es ist klar, dass die EU riesige Probleme hat und eher hypothetische Erfolge, denn die EU hat das Fuder schon lange überladen, und sie fügt sich immer noch neue Risikostaaten hinzu. Wer nichts lernt, dem kann man nicht beitreten. Märchenerzählern sollte man besser nicht alles glauben. *Hans Lang, Bern*

Verkanntes Paradies

Nr. 35 – «Die besten Gemeinden der Schweiz»; Grosses *Weltwoche*-Gemeinderating

Mit Interesse und einer gewissen Portion Neid lese ich – als Einwohner des Kantons Bern si-

IHR NEUER CHEF?

www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

cherlich gerechtfertigt – jedes Jahr diesen Beitrag. Wir wohnen offensichtlich im unwirtlichsten Gebiet der Eidgenossenschaft! Als Einwohner dieses Kantons Bern muss man sich schon fragen, weshalb man eigentlich hier wohnen soll, vor allem wenn die vergleichsweise extrem hohen Steuern in Betracht gezogen werden. Findigere Berner fahren mit Autonummern der Kantone Schwyz, Obwalden, Tessin, um so der Steuerhölle ein Schnippchen zu schlagen. Die noch Intelligenteren leben zeitweise im Ausland (182-Tage-Regelung) und optimieren so ihre Steuerrechnung; dies zu Lasten der Dummen, die sich diese Variante nicht leisten können. In diesem Sinne hat Ihre Recherche recht: Der Kanton Bern ist eine unwirtliche Steuerhölle, aber zum Leben und Wohnen ein verkanntes Paradies!

Vasco Zlatareff, Interlaken

Töchter werden als Ballast gesehen

Nr. 35 – «Der Verhüter»; Christian Mundt über «Ecopop»-Initiant Andreas Thommen

Das Problem Verhütung ist in Ländern wie Indien so schwierig zu lösen, weil die breite Bevölkerung über keinerlei organisierte Altersversorgung (Rente, Pension und so weiter) verfügt. Die Altersversorgung in armen Familien sind die Söhne. Diese sind verpflichtet, sich um die alten Eltern zu kümmern. Da die

Kindersterblichkeit unter der armen Bevölkerung nach wie vor hoch ist, versucht man, so viele Söhne als möglich zu bekommen, um im Alter versorgt zu sein. Töchter werden eher als Ballast angesehen: Man muss sie füttern, bis sie im heiratsfähigen Alter sind, viel Geld für ihre Aussteuer zahlen, und sie sind dann sozusagen verloren, da sie in einem anderen Familienverband leben. *Erika Ansar, Erlenbach*

Leider nein

Nr. 35 – «Helvetische Route 66»; Kolumne von Peter Bodenmann

In seiner Kolumne kündigt uns Peter Bodenmann immer wieder unmittelbar bevorstehende technische Revolutionen an, welche die Welt verändern werden. Aktuell das führerlose Roboterauto, das wir per Handy vor die Haustüre bestellen können. Es lohnt sich, Bodenmanns Visionen einige Jahre später mit der Realität zu vergleichen. Zum Beispiel das «Zuhause-Kraftwerk», ein Blockheiz-Kraftwerk für den privaten Heizungskeller, welches vor fünf Jahren von der deutschen Firma Lichtblick in Zusammenarbeit mit VW mit grossem Pomp lanciert wurde. Geplant war die Installation von rund 100 000 Anlagen innert zehn Jahren allein in Deutschland. Bodenmann feierte diese Ankündigung in seiner Kolumne, als sei sie schon Realität. Leider nein. Am

28. Mai 2014 gab «Lichtblick» den Abbruch des Projekts und den Ausstieg aus diesem Geschäftsfeld bekannt. Installiert waren bis zu diesem Zeitpunkt lediglich rund 1500 Anlagen. Es lässt sich unschwer erahnen, dass dem führerlosen Roboterauto ein noch viel härteres Schicksal bevorsteht. Auch in ferner Zukunft wird kein einziges solches Vehikel führerlos auf öffentlichen Strassen verkehren. Niemand wird das Risiko eingehen, solches zu erlauben, ohne dass ein menschliches Wesen dabeisitzt, das im Störfall noch eingreifen kann. Bodenmanns Vision wird sich einmal mehr als warme Luft erweisen. *Werner Grunder, Mönchaltorf*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Mit Atupri brauchen Sie sich auch weiterhin keine Gedanken zu machen. Das **Firmen-Krankentaggeld** von Atupri bedeutet finanzielle Sicherheit, exakt budgetierbare Kosten, Top-Service und eine schlanke Administration. atupri.ch

Krankenkasse
atupri
Für eine vitale Schweiz.

Mohammed oder Jesus?

Im Nahen Osten werden religiöse Minderheiten vertrieben und abgeschlachtet. Ist diese Verrohung in der muslimischen Religion selbst angelegt? Gibt es fundamentale Unterschiede zwischen Christentum und Islam? Welche Antworten geben Bibel und Koran? *Von Peter Keller*

Auf nach Jerusalem, in die Stadt der Städte, auf zum Gipfeltreffen der religiösen Lichtgestalten. Mohammed besteigt seinen Schimmel, al-Buraq heisst das geflügelte Pferd, und reitet los durch den nächtlichen Himmel zum Tempelberg. Von dort aus, so heisst es in der Überlieferung, sei er die sieben Himmel hinaufgaloppiert. Auf seiner Reise begegneten ihm der Reihe nach seine prophetischen Vorgänger – und er lässt sie alle hinter sich: Moses, den jüdischen Stammvater Abraham und am Ende auch Jesus Christus. Schliesslich kommt Mohammed ganz oben an, er allein, und ist ist dem einen und einzigen Allah so nahe wie keiner vor ihm.

Ein paar Jahrhunderte vor Mohammed kommt ein anderer in Jerusalem an. Jesus, in der Provinz Galiläa geboren, steht erstmals vor den Toren Zions. Bedeutend weniger triumphal: Der Begründer des Christentums reitet auf einem Esel in die Heilige Stadt ein. Unterschiedlicher könnten die beiden Religionsstifter kaum auftreten: Mohammed reitet durch die Lüfte auf einem Schimmel, dem Tier der Vornehmen, der Könige und Eroberer. Jesus wählte den Esel, den Subaru unter den Reitertieren, genügsam, auch für die einfacheren Leute erschwinglich. Trotz Gefolge löst sein Besuch wenig Aufsehen aus. Sein erstes Ziel gilt dem Tempel. Am Abend zieht sich Jesus mit seinen Jüngern wieder zurück ins etwas ausserhalb gelegene Bethanien.

Das Waisenkind und der Sohn Gottes

Seit Wochen verstören Bilder und Nachrichten aus dem Nahen Osten die Welt. Gefangene Soldaten werden in Unterhosen vorgeführt und anschliessend hingerichtet. Junge Frauen religiöser Minderheiten werden vergewaltigt und als Kriegsbeute verkauft. Aufnahmen von Enthauptungen geistern durch die digitalen Medien. Seit den Nazis hat kein Krieg mehr eine solche Mischung aus Fanatismus und Brutalität, gepaart mit Verhöhnung der Opfer, hervorgebracht. Eine Organisation mit dem Namen Islamischer Staat (IS) zeichnet verantwortlich für diese Gräueltaten mit Ansage. Als ihre Truppen Mossul erobern, eine Stadt im Norden Iraks mit einer bedeutenden christlichen Minderheit, ergeht an alle Nichtmuslime ein Aufruf: Sie sollen entweder fliehen oder zum Islam übertreten. Allen anderen drohe der Tod durch das Schwert.

Was haben diese Mörderbanden, die sich auf den Koran berufen, tatsächlich mit dem Islam zu tun? Hat der Uno-Weltsicherheitsrat recht,

wenn er die IS als terroristische Organisation einstuft? Oder gehen die Wurzeln dieser Verrohung tiefer und liegen in der Religion selbst? Durchlebt der Islam gewissermassen seine Pubertätsjahre, wie das christliche Europa des Mittelalters mit seinen Kreuzzügen, wie es beschwichtigend heisst? Oder gibt es doch fundamentale Unterschiede zwischen den beiden Weltreligionen?

Wer Antworten sucht, muss sich ihren wichtigsten Quellen zuwenden: der Bibel und dem Koran. Am Ende der Auseinandersetzung steht

die ultimative Frage: Schimmel oder Esel? Mohammed oder Jesus?

Wie bei Sokrates oder Buddha gibt es von Jesus Christus keine eigenen schriftlichen Zeugnisse. Es sind die Erzählungen aus seinem Umfeld, der Apostel und der nach ihm geborenen Evangelisten, die sein Leben beschreiben. Ein letzter Beweis für die Existenz Jesu fehlt. Dieses Korn an Zweifel und Unsicherheit durchwirkt den christlichen Glauben und seine Rezeption bis heute. Mohammed dagegen ist als historische Person unbestritten. Er wächst als Waisen-



Herz für Sünder: Jesus.

kind bei seinem Onkel in Mekka auf, wird später Karawanenführer. Der Sohn eines Händlers kann weder lesen noch schreiben. Im Alter von etwa vierzig Jahren offenbart sich ihm erstmals Gott über den Erzengel Gabriel.

Jesus ist Weihnachten. Verkitscht und universal. Das nackte Gotteskind im Stroh, holder Knabe im lockigen Haar. Seine Eltern, Maria und Josef, haben als letzte Zuflucht einen Stall gefunden. In der Krippe liegt der hilflose Kleine, ein Stern weist den Weg. Als Erste huldigen ihm Hirten, die Geringsten in der sozialen Hierarchie ihrer Zeit. Den Armen und Ausgestossenen wird Jesus die Treue halten: indem er einen Aussätzigen heilt, beim verhassten Zöllner Zachäus einkehrt, sich schützend vor eine Ehebrecherin stellt. Er hat ein Herz für Sünder. Das Christentum ist eine Religion von unten. Ihm folgt das einfache Volk lange vor den Königen und Fürsten. Jesus reizt die Mächtigen. Er verjagt die Geldhändler aus dem Tem-

pel und legt sich mit den einflussreichen Schriftgelehrten an. «Freut euch, ihr Armen! Ihr werdet mit Gott in der neuen Welt leben. [...] Aber weh euch, ihr Reichen! Ihr habt nichts mehr zu erwarten!» Sein wichtigster Verbündeter ist das Wort. Seine Tat ist das Wunder. Christus predigt in Gleichnissen. Nach seinem Tod hält nur ein versprengtes und noch lange Zeit verfolgtes Grüppchen zu ihm.

«Ihnen ist harte Strafe bestimmt»

Mohammed meditiert in einer Höhle, als ihm der Erzengel Gabriel erscheint. Die Offenbarungen häufen sich. Zunächst handeln diese mehrheitlich vom Glauben an den einen, richtigen Gott. Im Koran – arabisch für «die Lesung», «der Vortrag» – versammeln sich insgesamt 114 Suren. «Dies ist das Buch, in dem kein Zweifel ist – es ist Geleit für Gottesfürchtige.» Alle, die an das Verborgene glauben, ihre Gebete verrichten, spenden, «die sind von

ihrem Herrn geleitet, und sie sind die, denen es wohlergeht». Allen anderen, den Ungläubigen aber, «ihnen ist harte Strafe bestimmt» (Sure 2).

Die Tonlage ist gesetzt. Bei seinen heidnischen Mitbewohnern in Mekka stösst Mohammed auf wenig offene Ohren. Sie wollen ihre Götter und Götzen nicht gegen Allah austauschen und weisen den aufmüpfigen, selbsternannten Propheten ab. Die Lage wird so prekär, dass Mohammed mit seinen Getreuen ins 400 Kilometer nördlich gelegene Yathrib (Medina) auswandert. Dort gewinnt er schnell Anhänger, schliesslich die Mehrheit. Das Verhältnis jüdischen Gemeinde ist anfangs freundlich, als aber seine Bekehrungsaufrufe erfolglos bleiben, kippt Mohammeds Werben in Hass um. Einige der jüdischen Stämme werden zur Flucht gezwungen, andere fallen ersten Massakern zum Opfer. Die Blutspur beginnt.

Vollender aller Propheten

Obwohl wahrscheinlich ein Leben lang Analphabet, hatte Mohammed durchaus Kenntnisse vom Alten Testament und von den Evangelien. Davon zeugen verschiedene Koranstellen, wo er auf biblische Gestalten bis hin zu Jesus zu sprechen kommt. Nur sieht er sich als Vollender aller Propheten – und die Juden als störrisch-lästige Konkurrenten. Seine Gebetszeiten stammen aus dem Judentum wie auch die anfängliche Ausrichtung beim Beten nach Jerusalem. Er setzt seine Lehre bewusst ab. Aus Jerusalem wird Mekka, aus dem jüdischen Sabbat der Freitag als heiliger Tag der Muslime.

Indem sich Mohammed vom Judentum abgrenzt, fällt auch das Tötungsverbot unter den Tisch.

Es kränkt Mohammed, dass die Juden ihn nicht als neuen Propheten anerkennen, und er unterstellt dem Volk Israel, die Bücher willentlich verfälscht zu haben, um seine Ankündigung zu verwischen: «Wegen ihres Bundesbruches haben wir sie verflucht und ihre Herzen verhärtet. Sie rücken Wörter weg von ihrem Platz» (5, 13). In der gleichen Sure erklärt er nicht nur die Christen zu Ungläubigen – «Ungläubig sind, die sagen: «Siehe, Gott ist Christus, Marias Sohn» –, sondern auch die Juden. Indem sich Mohammed vom Judentum abgrenzt, fällt auch das biblische Tötungsverbot unter den Tisch. Der Satz «Wenn einer jemanden tötet, [...] soll es so sein, als ob er die Menschen alle getötet hätte» (5, 32), steht einsam in einem Meer von Aufrufen zur Gewalt: «O Prophet! Bekämpfe die Ungläubigen und die Heuchler, und setze ihnen hart zu! Ihr Zufluchtsort ist die Hölle!» (9, 73).

Berühmt und vielzitiert ist die zweite Sure: «Kämpft auf dem Wege Gottes gegen die, die euch bekämpfen! [...] Tötet sie, wo immer ihr sie antrefft, und vertreibt sie, von wo sie euch ver-



Tod durch das Schwert: Mohammed.

trieben haben!» (2, 191). Genau so sei der Lohn der Ungläubigen: «Kämpft gegen sie, bis keine Versuchung mehr besteht und die Verehrung Allah gilt!» (2, 193). Mit anderen Worten: Der Kampf gegen die Ungläubigen ist dann vollendet, wenn alle zum Islam übergetreten sind. Das in Zukunft ersehnte Haus des Friedens, Dar es-Salaam, ist ein Haus ohne Andersgläubige – judenfrei und christenfrei.

Noch ist Mohammed in Medina. Als er 630 in der Gestalt des Eroberers nach Mekka zurückkehrt, ordnet er die Zerstörung der rund 300 Götzenbilder in der Kaaba an. Seine Heimatstadt läuft zu ihm über. Bis zu seinem Tod schliesst sich die grosse Mehrheit der Araber auf der Halbinsel dem neuen Glauben an. Mohammed endet als Sieger. Er ist Prophet, Feldherr, Gesetzgeber, Schlichter und Richter in einem. Der Schimmel steht bereit.

«Ich aber sage euch: **Liebet eure Feinde**»

Links ein Verbrecher, rechts ein Verbrecher. Nachdem ihn der römische Statthalter Pontius Pilatus auf Wunsch der Menge zum Tod verurteilt hat, nageln ihn die Soldaten ans Kreuz zwischen zwei Schwervermitteln, nackt hängt er da, mit einem blossen Tuch um die Lende. Seine Stirn blutet. Zum Spott hatten ihm seine Wächter eine Dornenkrone aufgesetzt. «Hilf dir selbst, wenn du wirklich der König der Juden bist!» Niemand hilft. Nicht einmal sein Vater im Himmel, als ihm der entkräftete Christus zuruft: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Der Himmel verfinstert sich. Dann reisst der Vorhang vor dem Allerheiligsten im Tempel mitendurch. Der Sohn Gottes opfert sich am Kreuz.



«Gefühl von Freiheit»: Nikab-Trägerin Illi.

Noch zu Lebzeiten hatte Jesus seinen Lieblingsjünger Petrus zum Nachfolger erklärt. «Tu es Petrus ... Du bist Petrus, der Fels. Auf ihm werde ich meine Kirche erbauen.» Die Apostel schwärmen aus und verkünden die Botschaft. Allen, nicht nur den Juden. «Wahrhaftig, jetzt begreife ich, dass Gott keine Unterschiede macht!», sagt Petrus. «Er liebt alle Menschen, ganz gleich, zu welchem Volk sie gehören, wenn sie ihn nur ernst nehmen und nach seinem Willen leben. Er hat dem Volk Israel die Botschaft bekannt gemacht, dass er Frieden gestiftet hat durch Jesus Christus.»

Mit seinem Beispiel und seinen Predigten hat Jesus erst die Jünger, dann seine Gemeinde um sich geschart. Die Kernschmelze seiner Theologie ist die Bergpredigt, überliefert im Matthäus-Evangelium, von Luther ins moderne Deutsch gestanzt: «Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. [...] Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heissen.» Das Gebot der Nächstenliebe wird auf die Feindesliebe ausgedehnt. «Ihr habt gehört, dass gesagt ist: <Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.> Ich aber sage euch: <Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.>»

Wer mit der Bibel in der Hand loszieht, um zu töten, kommt in Erklärungsnotstand. Selbst die Kreuzzügler mussten sich theologisch verrenken. Jesus ist die Antithese zur Gewalt. Als ihn Petrus vor der Festnahme schützen will und einem der Häscher mit dem Schwert das Ohr abhieb, weist er ihn zurecht: «Steck dein Schwert weg; denn wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen.» Wer im Christentum bis zum Äussersten geht, wird



Vorwurf Ehebruch: Konvertitin Maryam.

zum Heiligen wie der sanftmütige Franziskus, der mit den Tieren spricht und allen Besitz von sich wirft. Wer Mohammed konsequent nachfolgt, wird zum heiligen Krieger. Der Dschihad (arabisch für «Anstrengung», «Kampf») geht auf den Propheten selbst zurück. Noch in seiner Abschiedsbotschaft heisst es: «Mir wurde aufgetragen, alle Männer so lange zu bekämpfen, bis sie sagen: <Es gibt keine Gottheit ausser Allah.>» Neuere Geschichtsschreiber sehen auch in den Kreuzzügen primär eine Antwort auf die aggressive Expansionspolitik islamischer Kriegsfürsten (*Weltwoche* 23/13).

Gewaltsame Verkümmern

Während das christliche Europa spätestens mit der Reformation keine gemeinsamen heiligen Kriege mehr führt, kommt der britische Historiker Jonathan Phillips mit Blick auf die muslimische Geschichte und Gegenwart zu einem anderen Schluss: «Da der Dschihad ein wesentlicher Bestandteil des Islam ist, wird er nie verschwinden.» Während Europa multireligiöser wird und insbesondere die muslimische Minderheit rasant wächst, erlebt die arabische Welt eine meist gewaltsame Verkümmern religiöser Vielfalt. Mit dem Ende der Kolonialzeit und der Herausbildung arabischer Nationalstaaten verschwanden zuerst die grossen jüdischen Gemeinden Nordafrikas und des Nahen Ostens. Jetzt sind die orientalischen Urkirchen dran: 1987 zählte der Irak noch 1,4 Millionen Christen. Heute liegt ihre Zahl weit unter 400 000.

Die Truppen des IS errichten ein Kalifat, wie es Mohammed selber in Medina tat, in der Verschmelzung der geistlichen Führung mit weltlicher Herrschaft. Und sie halten es mit der 9. Sure: «... tötet die Götzendiener, wo immer ihr sie findet, und ergreift sie und belagert sie und lauert ihnen aus jedem Hinterhalt auf».

Mohammed oder Jesus? Nora Illi, 30, kommt in Uster auf die Welt. Sie rebelliert gegen ihre Eltern, begibt sich in die Punkszene, konvertiert sie zum Islam. Heute ist sie die bekannteste Nikab-Trägerin der Schweiz, gerade weil niemand ihr Gesicht zu sehen bekommt. Sie sitzt in Talkshows und sagt dort Sätze wie: «Mein Schleier gibt mir ein Gefühl von Freiheit.» Nora hat sich für Mohammed entschieden.

2013 steht Maryam Yahya Ibrahim Ishaq, 26, vor Gericht. Ihr wird Ehebruch vorgeworfen, weil sie einen Christen geheiratet hat. Im Südsudan gilt die Scharia. Als sie sich weigert, zum Islam überzutreten, verurteilen die Richter Maryam zum Tode. Vor der Hinrichtung soll sie noch zusätzlich hundert Peitschenhiebe erhalten. Da die junge Frau hochschwanger ist, wird das Urteil aufgeschoben, bis das Baby abgestillt ist. Auch das regelt die Scharia. Im Islam gibt es nur eine Richtung für Konvertiten: hin zu Allah. Wer sich vom Islam lossagt, muss mit dem Tod rechnen. Maryam hat sich für Jesus entschieden. Sie lebt mit ihren Kindern heute in den USA. ○

«Ihr werdet Rom erobern, so Gott will»

Zwei Drittel von Europas Muslimen erachten religiöse Gesetze für wichtiger als die Gesetze ihres Landes. Fünfzehn Prozent der Franzosen hegen Sympathien für den Islamischen Staat. Was muss, was kann der Westen, was kann die Schweiz tun, um dieser neuen Bedrohung zu widerstehen? Von Urs Gehrig



Verlockender Duft des Dschihad: al-Baghdadi, selbsternannter Kalif des Islamischen Staats.

Welch ein Hochgefühl, welch ein Triumph! Eben sassen sie noch in ihren Wohnungen in Reims, Stuttgart oder Birmingham, jetzt preschen sie mit den Horden des Kalifen durch Sandsteppen zwischen Euphrat und Tigris und senden Schockwellen nach Europa, wo die Staatsoberhäupter in Sondersitzungen Notmassnahmen durchpeitschen. Kanzlerin Merkel nennt sie «eine Bedrohung für Deutschland». Grossbritannien hat die Terror-Gefahrstufe erhöht und verschärft die Gesetze.

Nie wirkte der Duft des Dschihad verlockender als jetzt. «Beeilt euch, Muslime, in euren Staat zu kommen», so der selbsternannte Kalif des Islamischen Staats (IS), al-Baghdadi. «Das ist mein Rat für euch, wenn ihr ihm folgt, werdet ihr Rom erobern und Herren der Welt werden, so Gott will.» Dank militärischen Siegen in den letzten Monaten ist al-Baghdadis Kriegskasse gefüllt. Zwei Milliarden Dollar

schwer ist das Terrorunternehmen Marke IS, wie die *International Business Times* berechnet. Damit ist der IS der reichste Terrorkonzern der Welt, viermal solventer als die Hisbollah.

Sein grösstes Kapital jedoch ist die Propagandamaschine. Im Zeitalter des Smartphones und der sozialen Medien berichten IS-Kämpfer von der Front in Echtzeit. Bis zu 40 000 Tweets setzt der Freundeskreis des IS täglich ab. «Sie haben ein riesiges, ausgeklügeltes Netz von Twitter-Konten aufgebaut, das jede einzelne Nachricht verstärkt», sagt Rita Katz von Site Institute, einem Terrorforschungszentrum in Washington DC.

Parlamentarier tappen im Dunkeln

Die höchsten Einschaltquoten haben Enthauptungsvideos. Sie lösen weltweit Schock und Verstörung aus. «Das ist selbstverständlich Kalkül», so Katz. «Unter der Oberfläche

jedoch gibt es einen ebenso alarmierenden Zweck solcher Videos: Rekrutierung!» Wer denkt, solche Barbareien würden jeden anwidern, der nur einen Hauch von Menschlichkeit in seiner Seele trägt, irrt. «Die Reaktion von IS-Sympathisanten in den sozialen Medien ist überwiegend zustimmend, sogar jubilierend», kommt eine Site-Studie zum Schluss.

Gemäss dem Syrian Observatory for Human Rights hat IS allein im Monat Juli 6000 neue Dschihadisten rekrutiert. Schätzungen bezüglich Truppenstärke belaufen sich auf bis zu 80 000 Kämpfer. Vor drei Jahren zählte die Organisation noch kaum tausend Mann. Im Silicon Valley nennt man einen solchen Zuwachs «Hockeyschläger-Wachstum».

Mehr als 2000 Kämpfer sollen bis dato aus Europa in die Schlacht gefahren sein. Das dürfte nur die Speerspitze sein. Denn wo so viele bereit sind, in den Krieg zu ziehen, muss es zu Hause

Die Fans des Kalifats

Balkan-Secondos rühren in der Schweiz die Werbetrommel für den IS. Der Islamische Zentralrat zeigt Verständnis. *Von Kurt Pelda*



Klare Perspektiven: Nicolas Blanco, Präsident des Islamischen Zentralrats.

Einige der einflussreichsten islamischen Gelehrten Grossbritanniens haben den britischen Muslimen vor wenigen Tagen verboten, nach Syrien oder in den Irak zu reisen, um dort als Dschihadisten zu kämpfen. Dazu haben die Imame eine Fatwa, ein islamisches Rechtsgutachten, erlassen. Darin heisst es, dass der sogenannte Islamische Staat (IS) eine ketzerische Organisation sei. Seine Verbrechen gegen Schiiten, Christen und Jesiden verstiesse gegen die islamische Lehre, schreiben die britischen Imame. Aus religiösen Gründen sei es nicht nur verboten, sich dem IS anzuschliessen oder ihn auf andere Weise zu unterstützen, sondern es stelle gar die Pflicht eines jeden britischen Muslims dar, sich der zersetzenden Ideologie der Dschihadisten entgegenzustellen.

In der Schweiz wartet man bisher vergeblich auf solch klare Worte. Exponenten verschiedener muslimischer Verbände haben den IS zum Teil zwar kritisiert, aber von der extremsten Organisation, dem Islamischen Zentralrat Schweiz (IZRS), hört man nichts dergleichen, im Gegenteil.

Der IZRS hat in der Vergangenheit mit der syrischen Dschihadistengruppe Ahrar ash-Scham fraternisiert, einer mit al-Qaida alliierten Kampftruppe. IZRS-Präsident Nicolas Blanco, der sich gerne Scheich nen-

nen lässt, verstieg sich dann in einem Interview mit dem Schweizer Fernsehen gar zur Aussage, dass Terrorgruppen wie der IS mit ihren klaren Perspektiven junge Rekruten anlockten. In Europa dagegen sähen sich diese jugendlichen Muslime mit einer «strukturellen Islamophobie» konfrontiert – wozu auch das Minarettverbot zähle. Der Sprecher des Scheichs, Qasim Illi, präzisierte in einem Artikel, der den Kampf der Hamas gegen Israel glorifizierte, was mit diesen Perspektiven gemeint ist: Im Jenseits erwartet die gefallenen Dschihadisten «nichts weniger als die höchste Stufe des Paradieses – Gärten, in denen Milch und Honig fliesst, Reinheit in Reinform und Sündlosigkeit des Knechts – die vollendete Gerechtigkeit». Öffentlich distanziert sich der Zentralrat, der sich auch Islamrat nennt, zwar regelmässig von allen Formen der Gewalt, aber eine Verurteilung des Terror-Kalifats sieht anders aus.

Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass sich besonders im jüngeren Umfeld des Islamrats einige Sympathisanten des IS tummeln. Auffallend viele dieser jungen Männer stammen vom Balkan und haben albanische Wurzeln, wobei Kosovaren und Mazedonier besonders anfällig auf die Steinzeitideologie des Kalifats zu sein scheinen. Dass besonders viele albanischstämmige Secondos den Schalmeienklängen der Terroristen verfallen, bestätigen auch Ermitt-

lungen der Justiz. Die «Balkan-Connection» ist nicht nur die wichtigste Route für Mächtegern-Dschihadisten aus der Schweiz, sondern auch ein bedeutendes informelles Netzwerk zur Verbreitung von Propaganda.

Manche dieser selbsternannten Propagandisten und Fans des Kalifats operieren auf Facebook unter ihren Klarnamen. Einer von ihnen ist der 27-jährige Visar S. aus der Region Olten, der noch im Elternhaus lebt. Er hat einen Hang zu schnellen Autos und Motorrädern sowie zu Handfeuerwaffen. Dann lässt er sich gerne in Macho-Posen ablichten und verteilt gelegentlich Gratiskorane auf der Strasse. Auf Facebook bejubelt er das rasante Wachstum der IS-Truppe mit dem Ausruf «Allahu akbar». Gut findet er nicht nur das Kalifat allgemein, sondern auch den fettleibigen albanischen IS-Dschihadisten Lavdrim Muhaxheri. Dieser erlangte traurige Berühmtheit, weil er sich beim Köpfen eines gefangenen Kämpfers fotografieren liess.

Alles nur Propaganda

Ein Islamrat-Mitglied aus der Region Basel, das sich auf Facebook Destan B. nennt, schmückte sein Facebook-Profil eine Zeitlang mit der schwarzen Fahne des IS. Mit einem anderen albanischstämmigen IZRS-Mitglied und bekennenden IS-Fan konnte ich mich länger unterhalten. Der junge Mann, der seinen Namen nicht in der Zeitung sehen möchte, liebt Tiere, hat aber Verständnis, wenn seine Idole vom IS Andersgläubige oder Kriegsgefangene brutal hinrichten.

Besonders angetan hat es ihm der IS-Kommandant Abu Wahib, der bei Exekutionen gerne auch selber Hand anlegt. Unser junger IS-Fan findet das ausgesprochen cool, nur warum das so ist, kann oder will er nicht erklären. Man müsse eben immer auch berücksichtigen, was hingerichtete Gefangene zuvor verbrochen hätten. Dass der IS auch Frauen und Kinder umbringe, glaube er aber nicht. Ohnehin würden die Medien ständig falsch über den Krieg in Syrien und im Irak und über die Muslime ganz allgemein berichten.

Hier schliesst sich der Kreis wieder bei der Opferrolle, die Scheich Blanco vom Islamrat so gebetsmühlenhaft zelebriert: Die Muslime werden im Alltag ständig diskriminiert, so dass ihnen praktisch nichts mehr anderes übrigbleibt, als nach Syrien auszuwandern. Und die Medien verzerren das Ganze, berichten einseitig und schieben Muslimen Verbrechen in die Schuhe, die diese gar nie begangen haben. Alles nur Propaganda.

ein Vielfaches an Gesinnungsbrüdern geben, die den Dschihad im Herzen tragen.

Die schweigende muslimische Mehrheit, sie kommt vielen Europäern wie eine graue Masse vor, ein Fluidum, so undurchsichtig wie ein dichter Winternebel. Zwar haben sich zahlreiche führende muslimische Kleriker offiziell vom IS distanziert, doch sprechen sie auch für ihre Gläubigen? Hunderttausende Muslime haben jüngst in Europa – auch in Zürich – wegen des Gaza-Kriegs gegen Israel demonstriert. Doch niemand geht auf die Strasse gegen den IS, der in Irak und Syrien alles plattwalzt, was nicht der rigorosen Vorstellung der Fanatiker entspricht. Wo endet der islamistische Terrorismus, wo beginnt der zivilisierte Islam? So genau kann das im Moment niemand sagen.

Hisham Maizar hält wenig von Demos. «Kundgebungen auf der Strasse sind seit der Gründung unserer Organisation nicht geplant», sagt der Präsident der Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz (FIDS), der grössten islamischen Organisation im Land, zu der ungefähr 150 Islamzentren gehören. Er verweist darauf, dass sich der Dachverband in einer Verlautbarung offiziell vom IS distanziert habe. In seinem Umfeld kenne er niemanden, der mit dem IS sympathisiere. Beim saudischen Regime sorgen Meinungsumfragen für Aufregung, welche durch soziale Netzwerke vertrieben werden, laut denen 92 Prozent der saudischen Bevölkerung der Überzeugung sind, dass der IS «mit den Werten des Islams und der islamischen Rechtsprechung vereinbar» ist.

Riad liegt weit weg von der Schweiz. Frankreich nicht. Wer hinter dem Jura den Gesinnungspegelstand misst, dem stockt der Atem. 15 Prozent der Franzosen haben eine positive Meinung über den IS. Unter Jugendlichen zwischen 18 und 24 Jahren sind es gar 27 Prozent. Diese Zahlen stammen von ICM Research, einem renommierten britischen Meinungsforschungsbüro, das regelmässig im Auftrag von britischen Medien wie BBC Volksbefragungen durchführt. Unter britischen Muslimen hat ICM Research einen Durchschnitt von 7 Prozent IS-Sympathisanten gemessen, die meisten Anhänger (11 Prozent) sind im Alter zwischen 35 und 44 Jahren. Für die Schweiz liegen keine Daten vor.

Zahlen wie diese gewähren nur flüchtige Einblicke in die Köpfe der Muslime. Sie erklären nicht, aber werfen eine Reihe beklemmender Fragen auf. Was in aller Welt lässt dieser Jugend den Terror attraktiv erscheinen? Lässt sie ihrer Gesinnung Taten folgen? Auch hier, in Europa? Wo führt das hin, wenn nicht zwanzig, sondern dereinst fünfzig Millionen Muslime in Europa leben, was gemäss hoher Geburtenrate und Immigration voraussichtlich in wenigen Jahrzehnten der Fall sein wird? Wächst in Europa ein potenziell gewaltbereites Reserveheer des IS heran? Muss sich der Westen, muss sich die Schweiz auf einen Kampf der Kulturen

vor der eigenen Haustüre einstellen? Diese Fragen, die erst verschämt und hinter vorgehaltener Hand gestellt werden, kollidieren hart mit unserem Selbstverständnis einer toleranten, allen Religionen grundsätzlich offen begegnenden Kultur. Es könnte durchaus sein, dass der tentakelhaft ausgreifende IS-Terrorismus den Westen genau in diesem Wesenskern seiner Identität trifft. In seiner Todfeindschaft zwingt dieser Steinzeit-Islam den Westen, über Methoden und Strategien nachzudenken, die westlichen Idealen widersprechen.

«Tut die Schweiz genug, um islamistische Extremisten zu identifizieren und Terror-Nomaden das Handwerk zu legen?», wollte die *Weltwoche* von Parteispitzen und Politexperten wissen. «Man kann nicht sagen, dass die Schweiz zu wenig macht, weil man gar nicht recht weiss, welche Aktionen die Behörden in dem Bereich unternehmen», sagt CVP-Präsident Christophe Darbellay. «Es würde dem EDA, dem Geheimdienst und dem Fedpol gut anstehen, ein wenig Transparenz zu schaffen.»

«Die Schweiz unternimmt sicher nicht genug, ist Lukas Reimann (SVP/SG) überzeugt. «Wie stark observiert wird, ist schwierig zu beurteilen, aber gegen sie vorgehen tut eigentlich niemand.» Um Terror-Nomaden juristisch belangen zu können, hat Reimann Anfang Jahr in einer parlamentarischen Initiative verlangt, dass das bestehende Söldnerverbot ausgeweitet wird, «mit Gefängnisstrafen und Einreiseverbot».

«Das Instrumentarium der Nachrichtenbeschaffung im Inland ist, verglichen mit anderen Staaten, relativ bescheiden», gibt Corina Eichenberger (FDP/AG), Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission, zu bedenken. «Bis jetzt ist Überwachung nur im öffentlichen Raum möglich, was sich in der Privatsphäre abspielt, entzieht sich der Kenntnis des Staatsschutzes.» Deshalb sei die Annahme des neuen Nachrichtendienstgesetzes wichtig.

Über die Parteigrenzen hinweg wird mit Vehemenz darauf verwiesen, dass in der Schweiz allein die Verfassung gelte, nicht der Koran. Entsprechend gelte es, Verstösse rigoros zu ahn-

den. Was die Gesinnung der muslimischen Gemeinschaft anbetrifft, tappen die Parlamentarier jedoch ebenso im Dunkeln wie das Volk, das sie vertreten. Man geht grundsätzlich davon aus, dass eine absolute Mehrheit der Muslime friedfertige Bürger sind. Doch die gegenwärtige Stille angesichts des IS-Terrors gibt reihum zu denken: «Die offiziellen Stellen der muslimischen Gemeinschaften in der Schweiz müssen sich unmissverständlich vom IS distanzieren», fordert CVP-Ständerat Ivo Bischofberger. Deutliche Worte auch von Corina Eichenberger. «Ich empfinde es als ausserordentlich stossend, dass die muslimischen Mitbürger sich nicht offiziell von diesen Gräueltaten distanzieren.»

Erschreckendes Fazit

Zwar könnten Demonstrationen als symbolische Gesten die Öffentlichkeit etwas besänftigen. Doch Zweifel über die wahre Gesinnung der Muslime der Schweiz können sie nicht ausräumen. Hierfür wären Daten nötig. Daten wie sie im «Six Country Immigrant Integration Comparative Survey» letztes Jahr vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) erhoben worden sind. In Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Belgien, Österreich und Schweden hat das Team von Migrationsforscher Ruud Koopmans 9000 Menschen mit türkischem oder marokkanischem Migrationshintergrund sowie jeweils eine einheimische Vergleichsgruppe befragt. Erstmals konnten so Ausmass und Auswirkungen des religiösen Fundamentalismus in Europa empirisch eruiert werden. Die Ergebnisse lassen aufhorchen.

Zwei Drittel der befragten Muslime halten demnach religiöse Gesetze für wichtiger als die Gesetze des Landes, in dem sie leben. Drei Viertel von ihnen finden, es gebe nur eine mögliche Auslegung des Korans.

Das Fazit der Studie ist eindeutig: Der religiöse Fundamentalismus unter Muslimen in Europa ist kein Randphänomen, wie Politiker aller Couleur gerne behaupten. Im Gegenteil: Die extreme Gesinnung ist weit verbreitet. Entsprechend alarmierend kommentierte Koopmans die Ergebnisse seiner Studie. «Fundamentalismus ist keine unschuldige Form strenger Religiosität. Unsere Untersuchung zeigt vielmehr, dass Menschen mit fundamentalistischer Haltung gleichzeitig Gruppen, die von ihrem Standard abweichen, feindselig gegenüberstehen.» So lehnen fast 60 Prozent der befragten Muslime Homosexuelle als Freunde ab. 45 Prozent denken, dass man Juden nicht trauen kann. Und ebenso viele glauben, dass der Westen den Islam zerstören will.

Für die Schweiz fehlen ähnliche Erhebungen. Angesichts der Zahlen aus Nachbarländern erhalten Diskussionen über vermeintliche Mini-probleme wie muslimische Kindergärten, Halal-Kantinen und der Streit ums Kopftuch allerdings eine ganz neue Qualität. ○





Blutkarneval: Exekution irakischer Soldaten, Februar 2014.



Absolute Einsamkeit: Ermordung des US-Journalisten James Foley.

Aus nackter Lust am Töten

Die Dschihadisten veranstalten ein Massaker nach dem anderen, und westliche Intellektuelle versuchen sich in verständnisvollen Interpretationen. Ihr Therapeutismus macht aus fanatischen Tätern bedauernswerte Opfer der westlichen Gesellschaft. *Von Eugen Sorg*

Wie das Reh in die sich nähernden Autoscheinwerfer, starrte das westliche Medienpublikum auf die letzten Bilder aus dem Leben des amerikanischen Journalisten James Foley: mit ungläubigem Entsetzen und einem Anflug von Panik. Foley, ein kräftiger Mann mit geschorenem Kopf und oranger Gefangenenumkleidung, die Hände hinter dem Rücken zusammengebunden, kniet auf dem Boden. Neben ihm steht ein schwarzgewandeter, maskierter Mann, Angehöriger der Terrorgruppe Islamischer Staat (IS), der auf Englisch eine kurze Anklagerede hält und der sich gleich über Foley beugt, ihm mit einer Hand Mund und Nase zuhalten und mit der anderen mit einem Messer den Kopf vom Rumpfsäbeln wird. Über den beiden wölbt sich ein milchig gleissender Himmel, der jede Pore von Foleys Gesicht und seinem freigelegten Hals ausleuchtet, hinter ihnen verliert sich eine endlose, menschenleere Wüste im Horizont. Die absolute Einsamkeit des Reporters in Erwartung seines fürchterlichen Todes und die kalte Erbarmungslosigkeit seines Henkers waren schwer zu ertragen. Die in den Aufnahmen gekonnt inszenierte Ästhetik des Schreckens wiesen auf einen professionellen Szenografen hin. Sobald er vom IS ins Internet gestellt worden war, ging der kurze Videofilm in rasendem Tempo um die Welt und wurde zur dunklen Ikone der Todesmiliz.

Der Schock war noch kaum verklungen, da setzte die Deutungsarbeit der sogenannten Experten ein. Warum konnten Menschen, die offensichtlich nicht geisteskrank waren, solche schrecklichen Dinge tun? Eine Frage, die sich hier umso mehr aufdrängte, als Foleys Mörder einen Londoner Dialekt sprach und aus Ge-

heimdienstkreisen bald durchsickerte, dass es sich um einen 23-jährigen ehemaligen Rapper handeln soll, Sohn ägyptischer Einwanderer, aufgewachsen in einem gepflegten Anwesen im Westen Londons. Zudem war bekanntgeworden, dass er nur einer von vielen jungen europäischen oder amerikanischen Muslimen war, die sich dem IS angeschlossen hatten.

Faszination des Glaubenskriegs

Tausende hatten Familien, Sicherheit und Komfort in ihren englischen, französischen, deutschen Städten aufgegeben, um von den Einöden Syriens und des Iraks aus die Welt, wie sie ist, zu zerstören und an deren Stelle die Utopie eines reinen muslimischen Gottesreichs, eines Kalifats, zu errichten. Ihr Erfolg ist beängstigend. In kurzer Zeit eroberten sie ein viermal so großes Gebiet wie Israel. Ebenso verstörend ist ihre Vorgehensweise. So systematisch brutal, mit solch offen zelebrierter Grausamkeit agierte bisher kein islamischer Terrorverband.

Die Erklärung der Motive durch die Experten folgte mehrheitlich dem im Westen vorherrschenden Therapeutismus, der glaubt, dass jeder bösen Tat eine Verletzung oder eine traumatische Kränkung vorangegangen sei. Je schlimmer ein Verbrecher, desto schlimmer müsse er einst selber behandelt worden sein. Wenn also «junge Muslime» aus Europa nach Syrien reisen, um dort zu töten und zu plündern, heisst dies, wie eine österreichische Studie festhält, dass «persönliche Entfremdung, gesellschaftliche Diskriminierung und mangelnde Anerkennung im unmittelbaren Umfeld eine Rolle spielen», also die Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz der nichtmuslimischen

Mehrheit. Bei «jungen Konvertiten», weiss wiederum die Studie, sind oftmals «ein labiler Charakter, gestörte familiäre Verhältnisse und Gewaltaffinität ausschlaggebend». Und Gewaltaffinität, so das müde Mantra der Spätmoderne, geht zurück auf «eigene Erfahrungen von Gewalt und emotionaler Vernachlässigung in Kindheit und Jugend».

Viel Empathie für Dschihadisten bringt auch Islamwissenschaftler Reinhard Schulze auf. In einem Interview (*Weltwoche* Nr. 35/14) gefragt, warum immer mehr europäische Muslime der Faszination des bewaffneten Glaubenskriegs erliegen, verweist der Professor auf individuelle biografische Erlebnisse der Jungfanatiker. Als Beispiel erzählt er die Geschichte eines der vier London-Attentäter, die 2005 in U-Bahn und Bus eine Serie Bomben detonieren liessen und ein Blutbad anrichteten. Dieser habe in einem Klub in England mit einer Frau angebandelt. Diese habe ihn nett gefunden und gefragt, wo er mit seinem südlichen Teint herkomme. Aus Pakistan, habe er geantwortet, und sie fragte, ob er Muslim sei. Ja, habe er gesagt, worauf sie meinte: «Sorry, dann wird es nichts mit uns.»

Diese Zurückweisung, gerät nun Islamexperte Schulze ins Tiefgründeln und Psychologisieren, sei die Grundlage für sein «Ressentiment» gewesen, das er zunächst auf alle britischen Frauen richtete und das moralisch verstärkt worden sei, nachdem ihm ein radikaler Prediger erklärt habe, die Zurückweisung durch diese Frau sei in Wirklichkeit eine durch den «Westen» gewesen. Wenn er etwas dagegen unternehme, so versprach der Prediger, würde er nicht nur eine Frau, sondern auch einen Mercedes bekommen. Und so habe sich eine kleine



Präzise Regie: Massaker an syrischen Soldaten bei Raqqa, August 2014.



Gefühl der Unsterblichkeit: Vertreibung der Jesiden.

Abfuhr in der Disco auf komplex-rätselhafter Weise zu einem gigantischen, eine ganze Kultur umfassenden Ressentiment ausgeweitet, das den Sohn von fleissigen pakistanischen Einwanderern letztlich zum Massenmord im Londoner U-Bahn-Schacht getrieben habe.

Es ist nicht bekannt, wo der Professor diese hanebüchene Story aufgelesen hat. Mehr Einsicht in die Motivlage der jungen Kampfmuslime gewinnt man, wenn man sich die Videos ansieht, welche der IS von seinen Aktionen ins Netz stellt. Neben Köpfungen demonstrieren sie, wie sie jene behandeln, die ihnen in die Hände fallen. Zum Beispiel jene syrischen Soldaten, die sich bis auf die Unterhosen ausziehen mussten, in einer Kolonne in die Wüste getrieben wurden und sich, aufgereiht als bizarre Menschenkette, in den heissen Sand legen mussten, wo sie mit Kopfschüssen oder mit Enthauptungen umgebracht wurden.

Versuchung zum Chaos

Die Killer handeln nicht im Bluttausch, sie gehen organisiert und diszipliniert vor. Natürlich sind die Auftritte choreografiert, sie werden zu Propagandazwecken gemacht. Sie sollen eine übermächtige und unbarmherzige Gottesarmee zeigen, die jeden, der sich ihnen in den Weg stellt, demütigt und vernichtet. Trotz der präzisen Regie spürt man aber die Euphorie und das Hochgefühl der bärtigen Schwarzköpfe. Sie geniessen die Todesangst der Besiegten, sie lachen und verhöhnen die stummen Männer, die wie Tiere in die Grube geführt werden, die sie selber ausheben mussten und die ihr Grab sein wird, und wenn sie in eine eroberte Stadt einfahren, schwenken sie die Messer in der Luft, voller Vorfriede auf die Beute an Frauen und Geld und auf das Gemetzel.

«Tschuldigung, tschuldigung», witzelt in einem Video ein junger deutsch-algerischer Dschihadist, als er über eine Leichenansammlung steigt, «hier sind offenbar einige Leute überfahren worden.» Dann setzt er sich auf einen Hügel, schaut auf die Masse der Körper, lacht und sagt: «Hier wurde geschlachtet.»

Die Versuche, den Blutkarneval mit verunglückten Lebensläufen und gescheiterter Integration zu erklären, geraten angesichts der Realität zu hilflosem Stammeln. Die Dschihadisten töten nicht weil sie wütend sind oder gekränkt oder verblendet. Sie töten, weil sie können. Die Menschen tragen ein uraltes evolutionäres Erbe an zerstörerischen Neigungen in sich. Der zivilisatorische Prozess besteht darin, diese Impulse zu bändigen, einzugrenzen und zu kanalisieren.

Die Dschihadisten töten nicht, weil sie wütend oder gekränkt sind. Sie töten, weil sie können.

ren. Die menschliche Spezies muss sich vor sich selber schützen. Das Gelingen ist ständig gefährdet, die Versuchung zum Chaos begleitet die Geschichte. In Mesopotamien, der Wiege der Humankultur, sind diese Grenzen dieser Tage ausser Kraft gesetzt. Die Tabus sind gebrochen worden, die Pforten zur Unterwelt wurden geöffnet, die Dämonen sind entwichen.

Der Dschihadist ist an keinerlei moralische oder weltliche Gesetze gebunden. Er ist absolut frei. Er nimmt sich Frauen aus den Häusern, die er erobert hat, er schändet sie, bevor er sie tötet oder verkauft. Das Gefühl der Unsterblichkeit durchströmt ihn, wenn er in die panischen Augen des Gefangenen blickt und entscheidet, ob er ihn köpfen, ans Kreuz nageln, erschiessen, lebendig begraben oder am Leben lassen will. Vor jeder Tat, vor jeder Scheusslichkeit preist er Allah, seinen Gott, er hat das erhebende Empfinden, von diesem legitimiert zu sein. In Wirklichkeit preist er sich selber. Er hat die menschliche Ursünde begangen und sich an Stelle Gottes gesetzt.

Vertreten die Kalifat-Jünger in Mesopotamien den wahren Islam, wie sie behaupten? Oder haben sie nichts mit dem Islam zu tun, wie westliche Politiker und einige islamische Würdenträger beschwören? Als theoretische Frage kann sie nur Theologen interessieren. Als praktische Frage muss sie von den islamischen

Gesellschaften selber gelöst werden. Ist der Islam eine «Kriegsreligion», wie Elias Canetti in «Masse und Macht» schrieb, für deren Anhänger der Kampf gegen die Ungläubigen «Schicksal» und «die Schlacht der genaueste Ausdruck des Lebens» ist? Oder gelingt es der arabisch-islamischen Welt sich von archaischen Erbelementen zu lösen und sich den neuzeitlichen Realitäten anzupassen? Der Ausgang ist offen.

Eugen Sorg, Die Lust am Bösen: Warum Gewalt nicht heilbar ist. Nagel & Kimche.
Für seinen Essay «Lust am Bösen» wurde er 2011 mit dem deutschen Reporterpreis ausgezeichnet.

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Weltwoche 2014

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

29

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Warum ich trotzdem Muslimin bleibe

Wieder einmal steht der Islam negativ in den Schlagzeilen. Barbarische Horden morden angeblich im Namen Gottes. Die Rückständigkeit des Islam wird überall beklagt. Ich halte an meiner Religion fest. Jetzt erst recht. *Von Jasmin El-Sonbati*

Meine Tante mütterlicherseits (geb. 1923) ist fest im Katholizismus verankert. Sie wuchs in einer Zeit auf, als man «Hochwürden» auf der Strasse mit einem Knicks begrüßte. Ihrem Glauben steht sie äusserst kritisch gegenüber. Sie ist der Meinung, die Kirche und die Pfarrer hätten die Menschen nur unterdrückt, Gott sei Dank, sei dies Vergangenheit. Ihr Verhältnis zum Glauben fasst die alte Dame im einfachen Satz zusammen: «Ich bin katholisch und bleibe katholisch!» Angesichts der Untaten und Machenschaften der katholischen Kirche ist dieses Zugehörigkeitsgefühl erstaunlich. Die Tante ist ihrem Glauben treu geblieben.

So wie ich allen Widrigkeiten des heutigen Islam zum Trotz noch Muslimin bin.

In Zeiten wie diesen, in denen in den islamischen Ländern zwischen Männern und Frauen keine vollkommene Rechtsgleichheit besteht, Christen und andere Nichtmuslime Bürger zweiter Klasse sind oder von den Extremisten des Islamischen Staates (IS) barbarisch niedergemetzelt werden, wo Menschenrechte im Namen des Islam systematisch verletzt werden, ist Zuversicht fehl am Platz. Und dies nicht nur im fernen Arabien.

Seit den 1980er Jahren sorgen in Grossbritannien «Sharia Councils», muslimische Schiedsgerichte, dafür, dass britisches Recht vom islamischen unterwandert wird. In der EU verzeichnen Salafisten, die eine buchstabengetreue Auslegung des Korans hochhalten, regen Zulauf. Es ist schlecht bestellt um das Haus, in das ich hineingeboren wurde. Das Image meiner Religion ist angekratzt, und beschönigende Parolen über den «verkannten Islam» blenden die Rückseite der Medaille aus.

Gleichzeitig sind die dem Islam angeblich innewohnende «Rückständigkeit» und sein «Gewaltpotenzial» beliebte Themen mit implizit oder explizit islamophoben Zügen. Weder mit Verve vorgetragene Verteidigungsreden noch eine mit Inbrunst geführte Islamdemonstration bringen uns weiter, vielmehr drängt sich ein kritischer Blick auf das «Beit al-Islam», das Haus des Islam, auf.

Nicht was, sondern wie man glaubt

Nicht was, sondern wie man glaubt, ist entscheidend. Diese Aussage schafft eine interessante Grundlage, um über den Ist-Zustand des Islam nachzudenken. Es ist tatsächlich entscheidend, wie Menschen an ihre Religion herangeführt werden. Dürfen sie Zweifel äussern, auch zum göttlichen Text, oder müssen sie

glauben, ohne Widerrede, ohne hinterfragen oder kritisieren zu dürfen?

Selbständiges Denken gehört nicht zu den Kernkompetenzen, die junge Araberinnen und Araber, jeglicher Konfession übrigens, in den Schulen erwerben. Auch ich habe das in der Schweiz gelernt. Die Erziehungs- oder Bildungsmaxime ist auf Gehorsam ausgerichtet in religiösen und staatsbürgerlichen Belangen. Den autokratischen Regimen des Nahen Ostens passt der durch die religiöse Erziehung auf Subordination getrimmte Zeitgenosse perfekt ins Konzept.

Der Arabische Frühling hat daran vorerst nichts geändert. Wenn es nun entscheidend ist, wie man glaubt, so ist die vorherrschende religiöse Praxis angesichts des Fehlens einer lebendig-kritischen Auseinandersetzung mit Glaubensinhalten zur puren Regelbefolgung verkommen. Der muslimische Mensch entscheidet längst nicht mehr, was er wie oder wie er was glauben will. Eine Armada von Rechtsgelehrten in langen Gewändern und Bärten entscheidet an seiner Stelle. Dazu kommt, dass in vielen Ländern die Verfassung auf den Prinzipien der islamischen Scharia fusst, Gesetze müssen also in ihrer Essenz islamkonform sein.

«Das ist haram!»

In Saudi-Arabien wird die Scharia besonders streng umgesetzt. Überhaupt tut sich das Entstehungsland des Islam nicht gerade durch islamische Blütenlese hervor. Seit Jahrzehnten sät es seine wahhabitische Lehre in die Welt hinaus. Diese Auslegung des Islam steht wie keine andere für Intoleranz gegenüber Andersgläubigen und Diskriminierung von Frauen. So wurde auch die Nikab (Ganzkörperverschleierung für Frauen), das streitbare Islamkostüm unserer Tage, von einem eifrigen, wahhabitischen Schneidergesellen entworfen.

Im Ägypten meiner Kindheit und Jugend war dieser Umhang unbekannt. Meine Tanten waren in den sechziger und siebziger Jahren modisch gekleidet, ohne Kopftuch; meine Cousinen sind es immer noch, mit Kopftuch! Nie war in Ägypten der religiöse Diskurs so konservativ wie heute. Die islamische Geschichte lässt aufhorchen, sie versöhnt mich ein wenig. Welche Impulse können Muslime daraus schöpfen?

«Das ist haram (verboten)!» Wie oft habe ich diesen Satz gehört, wenn es darum ging, Festgefühtes auf dessen Sinnhaftigkeit im Hier und Jetzt zu überprüfen. Dass Schwestern halb so

viel erben wie ihre Brüder, eine Muslimin keinen Nichtmuslim heiraten darf, ausser er konvertiert zum Islam, es einer Frau nicht zusteht, das Gemeinschaftsgebet zu leiten.

Erst später stellte ich fest, dass der Koran, um es salopp auszudrücken, ein Selbstbedienungsladen ist. Eine Sure sagt das eine und eine andere das Gegenteil. Deshalb ist es unabdinglich, die Verse zu interpretieren und in einen historischen Kontext zu setzen. Als Muslimin hadere ich nicht mit der Religion an sich, sondern mit der vorherrschenden Auslegung, die am Wort klebt, sich in Kleinlichkeiten verliert, den Menschen einengt statt bereichert.

Das Entstehungsland des Islam tut sich nicht gerade durch islamische Blütenlese hervor.

In der Frühzeit des Islam (7. bis 11. Jahrhundert) waren Mehrdeutigkeiten in der Koran-Auslegung nicht Ärgernis, sondern selbstverständlich. Noch fehlte der Konsens über islamkonformes Handeln und Denken. Noch definierte niemand, was als definitiv zu gelten habe und was nicht. Es entbrannten «ketzerische» Dispute, die heute undenkbar wären. Der Iraner Eranshahari (9. Jahrhundert) hat eine Religion erfunden, die den Islam aberkennt. Ibn ar-Rawandi (9. Jahrhundert) kritisierte das Prophetentum Mohammeds und den Koran. Religiöse Dogmen seien mit der Ratio nicht vereinbar.

Mit Parodie und Karikatur ging der ägyptische Literat Abu l-Ala al-Maarri (973–1057), eine Art Vorgänger Salman Rushdies, gegen die Vorstellung von Himmel und Hölle vor. Bis zur Neuzeit wurden Auseinandersetzungen philosophisch ausgetragen. Erst in der Moderne, in welcher zunehmend klare Zuschreibungen angestrebt wurden, bereitete man dieser Vieldeutigkeit ein Ende. Von da an entwickelt sich der Islam zu einem System entlang eindeutiger Kriterien von *halal* (richtig) und *haram* (falsch). Vor einigen hundert Jahren hätte also die Frage, ob eine Frau Imamin sein könne, sicher eine feurige, aber intellektuell anregende Diskussion ausgelöst. Heutzutage wird die Frage im Keim erstickt.

In Europa mehren sich muslimische Stimmen für einen reformierten Islam. Sie streben die Neuinterpretation des Korans, die Säkularisierung im Sinne einer strikten Trennung von Staat und Religion, die Verpflichtung gegen-



Dürfen sie Zweifel äussern, auch zum göttlichen Text, oder müssen sie glauben, ohne Widerrede?

über der universellen Erklärung der Menschenrechte, das Hochhalten der individuellen Entscheidungsfreiheit des Menschen an. Wie alle monotheistischen Religionen tut sich auch der Islam damit schwer.

Gebete vor beiden Geschlechtern

Bemerkenswert ist die britische «Inclusive Mosque Initiative». Die Gruppe vertritt einen integrierenden Islam, der positiv in die Gesellschaft hineinwirkt und niemanden ausschliesst. Regelmässig finden von Frauen geführte Gebete vor beiden Geschlechtern statt. Von dieser Idee inspiriert, haben Amira Hafner-Al Jabaji, Präsidentin des interreligiösen Think-Tanks Schweiz, Elham Manea, Politologin und Buchautorin, und ich im Oktober 2013 in den Räumen des Hauses der Religionen in Bern zu einem solchen Gebet geladen. Elham Manea hat als «Vorbeterin» fungiert.

Das Prinzip Inklusion statt Exklusion vertritt auch der algerischstämmige Islamgelehrte Ludovic-Mohamed Zahed. Er hat in Paris den ersten *gay friendly*-Gebetsraum eröffnet. Er richtet sich an hetero- und homosexuelle Muslime und Nichtmuslime, die sich zu einem offenen Islam bekennen. Gerade Schwule und Lesben sind in konventionellen Moscheevereinen Parias, ihre Homosexu-

alität gilt als Todsünde, zu der sie sich nicht bekennen können. Tut sich doch etwas im Haus des Islam?

Die Bemühungen, das Fortschrittlichkeitspotenzial des Islam auszuschöpfen, sind nicht neu. Islamische Rechtsgelehrte haben selbst Reformen ausgearbeitet: Muhammad Abduh (1849–1905) die Erneuerung des islamischen Rechts; Ali Abd ar-Raziq (1888–1966) die Trennung zwischen Staat und Religion. Der zu Lebzeiten wegen seinen Schriften zum Apostaten erklärte ägyptische Literaturwissenschaftler Nasr Abu Zaid (1943–2010) reiht sich ebenfalls in die Gilde der Islamkritiker ein. Er forderte die Neuinterpretation des Korans im Lichte der im Westen erworbenen Methoden der Textdeutung.

Diese Beispiele verdeutlichen die Bestrebungen um eine Anpassung der Religion an die jeweilige Epoche – und nicht umgekehrt –, die islamische Denker beschäftigt haben und beschäftigen, wobei nicht von Aufklärung im europäischen Sinne gesprochen werden kann. Es würde dem Islam und seinen selbsternannten Gralshütern guttun, ihr Augenmerk vermehrt auf die Positionen dieser Vorreiter zu richten, anstatt sie als Häretiker und Spinner abzutun. Sie sind es nämlich, die den Islam aus der Sackgasse «herausdenken». Der nichtisla-

mischen Welt seien sie ebenfalls ans Herz gelegt, sie beweisen, dass der konstante Hinweis auf die Fortschrittlichkeitsverweigerung des Islam – wenn auch oft berechtigt – nicht der Wahrheit entspricht.

Warum ich immer noch am Islam festhalte? Weil ich mich, wie viele Glaubensgeschwister, von alten Zöpfen verabschiedet habe. Weil ich den Islam nicht den Fundamentalisten überlassen will. Weil der Islam für mich ganz einfach ist. Mit den fünf Säulen, Glaubensbekenntnis, Gebet, Fasten, Almosen geben, Pilgerfahrt, komme ich bestens aus. Es sind mögliche Wegweiser, die aber mein Leben nicht vollends prägen. Allah hat uns alle mit einem Verstand ausgestattet. Wir sollten ihn dazu verwenden, unsere Religion ab und zu einer «Qualitätskontrolle» zu unterziehen. Das ist mein Islam. In diesem Sinne bin ich Muslimin und bleibe es auch.



Jasmin El-Sonbati

Die Muslimin mit ägyptischen Wurzeln und Mitbegründerin des Forums für einen fortschrittlichen Islam ist Autorin des Buches «Moscheen ohne Minarett Eine Muslimin in der Schweiz».

«Wir haben schon heute den Euro»

Die Schweizer würden durch die Anbindung des Frankens an den Euro massiv ärmer, sagt Oswald Grübel. Der frühere CS- und UBS-Chef über die versteckte Agenda der Währungshüter, Immobilienspekulation, sein Haus in Spanien und die Gefahren der Ukraine-Krise. *Von Martin Spieler und Dominic Büttner (Bild)*

Herr Grübel, in wenigen Tagen jährt sich die Einführung des Euro-Mindestkurses in der Schweiz: Seit drei Jahren ist der Franken an den Euro gebunden. Sie machen sich Sorgen um unsere Währung – warum?

Man kann sagen, dass die Rechnung, den Franken durch den jetzt schwächeren Euro abzuwerten, aufgegangen ist. Ich glaube aber nicht, dass dies das Ziel war, denn man hatte gehofft, dass der Euro stärker gegenüber dem Franken wird. Mit der festen Anbindung des Frankens an den Euro verhält sich der Franken wie ein Euro.

Mit welchen Folgen?

Wir werden die Höhen und Tiefen der Euro-Währung eins zu eins miterleben.

Warum?

Jeder kann selbst rechnen: Ohne die Anbindung würde der Euro heute nicht Fr. 1.21, sondern eher einen Franken kosten. Das ist ein realistischer Wert. Indem die Schweiz den Euro durch die Anbindung künstlich stützt und den Franken schwächt, wird unsere Währung, und damit all unsere Vermögen, um einen Fünftel abgewertet.

Die Anbindung an den Euro war am 6. September 2011 als temporäre Notmassnahme gegen den starken Franken angekündigt worden. Glauben Sie nicht, dass die Nationalbank den Euro-Mindestkurs wieder lockert oder aufgibt?

Es wäre naiv, das zu glauben. Wir kommen da nicht so schnell wieder heraus. Auch haben Politik und Wirtschaft derzeit kein Interesse, die Euro-Anbindung aufzugeben. Wir haben faktisch schon heute nicht mehr den Franken, sondern den Euro.

Im Portemonnaie haben wir immer noch Schweizer Banknoten und Münzen.

Ich staune immer wieder, wie sehr man sich von gedrucktem Papier blenden lässt und glaubt, man hätte eine starke Währung in der Hand. Das war früher so. Mit der Anbindung an den Euro wurde der harte Franken gezielt abgeschwächt, dadurch wurden alle Vermögen reduziert. Nur die Nettoschuldner haben profitiert.

Mit dieser Massnahme sollten Export und Tourismus geschützt werden.

Das ist richtig, so wurde argumentiert. Die Exportfirmen hätten sich schnell an einen schwächeren Euro angepasst. Im Übrigen sichern die meisten Unternehmen ihre Währungsgeschäfte ab. Dass man auch mit einer starken Währung gut leben kann,

sehen wir am Beispiel von Japan, das seit über zwanzig Jahren damit umgehen muss, aber dennoch zu den grössten Exportnationen der Welt gehört. Der Schutz der Exportfirmen war ein Vorwand, der Politik und Wirtschaft zu diesem Zeitpunkt gelegen kam.

Wollen Sie sagen, dass es beim Euro-Mindestkurs nicht um den Schutz der Exportbranche ging, sondern dass andere Motive dahintersteckten?

Die Euro-Anbindung wurde in einer Zeit grosser wirtschaftlicher Unsicherheit und grosser Währungsschwankungen beschlossen, man hätte warten können.

Das ist eine Behauptung.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass unsere Regierung so naiv ist, ernsthaft zu glauben, dass wir aus der Euro-Anbindung je wieder herauskommen, ohne den Franken massiv abwerten zu müssen. Die Politiker verstanden die Folgen sehr wohl, die Öffentlichkeit nicht.

«Ich staune immer wieder, wie sehr man sich von gedrucktem Papier blenden lässt.»

Ihre Argumentation hat einen Haken: Der Euro-Mindestkurs wurde gar nicht vom Bundesrat, sondern von der Nationalbank eingeführt.

Das ist faktisch richtig, aber eine Entscheidung dieser Tragweite kann nur mit politischer Rückendeckung getroffen werden, und das war der Fall.

Die Nationalbank (SNB) betont, dass sie von der Politik unabhängig ist.

Das sagen viele Zentralbanken. Im täglichen Geschäft ist das auch so. Aber ich kenne keine Zentralbank, weder die US-Notenbank noch die Europäische Zentralbank, die tatsächlich unabhängig von der Politik ist in folgenreichen Entscheidungen. Auch die Schweizerische Nationalbank ist es nicht.

Sie stellen die Integrität der SNB in Frage?

Auf keinen Fall. Die Nationalbank muss gemäss Auftrag Hüterin unserer Währung sein. Darum spricht man von der Notenbank als Währungshüterin. Sie sollte an einer starken Währung interessiert sein. Heute will die Nationalbank allerdings einen schwachen Franken, weil es Politik und Wirtschaft so wollen.

Auch die Zinsen sind ganz nach Wunsch von Politik und Wirtschaft tief. Sind die Zinsen in der Schweiz zu tief?

Die Zinsen werden auf der ganzen Welt künstlich zu tief gehalten. Die Staatsverschuldung läuft aus dem Ruder. Die Gleichgewichte sind nicht mehr vorhanden. In der Schweiz kann die Nationalbank die Zinsen wegen der Euro-Anbindung nicht mehr frei bestimmen. Darum werden die Zinsen auch bei uns noch lange künstlich tief bleiben.

Was ist der Preis dafür?

Den Preis für die tiefen Zinsen zahlen die Sparer. Alle, die jahrelang hart gearbeitet und etwas auf die hohe Kante gelegt haben, verlieren. Sie erhalten keinen Zins – das Ersparte verliert sogar an Wert.

Wer profitiert?

Jene, die Schulden haben, am meisten die Staaten, die hohe Schuldenberge angehäuft haben. Darum haben sie kein Interesse an steigenden Zinsen. Die Staatsschulden im Euro-Raum haben neue Höchststände erreicht. Dies wäre noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen.

Werden die Zinsen noch lange nicht steigen?

Mit steigenden Zinsen würde der Schuldendienst für die Staaten zunehmen. Wenn die USA oder die Schuldenländer der EU fünf Prozent Zins zahlen müssten, würden ihre Schuldenberge noch schneller wachsen. Jetzt ist das Geld praktisch gratis. Die Einzigen, die wirklich im grossen Stil profitieren, sind die verschuldeten Staaten und deren Politiker, die kein Interesse haben, Schulden und Staatsausgaben zu reduzieren.

Mit dem billigen Geld wollen die Regierungen und Notenbanken aber doch die Wirtschaft ankurbeln?

Das sagen sie uns. Doch auch da orte ich einen Widerspruch: Man verlangt von den Banken, dass sie ihre Risiken immer mehr reduzieren, was sie willig tun. Damit werden sie aber auch weniger Kredite geben. Gleichzeitig flutet man die Märkte seitens der Notenbanken mit spottbilligem Geld, mit dem angeblichen Ziel, die Wirtschaft anzukurbeln. Das geht nicht auf. Nur die Schuldnerstaaten und Finanzmärkte profitieren.

Können die USA und die EU-Länder ihre hohen Schulden je zurückbezahlen?

Staaten zahlen ihre Schulden nie zurück. Man wird zwar die Steuern erhöhen, um mehr ausgeben zu können, aber die Schulden werden bestenfalls über eine schlechende Geldentwertung relativ zum Wirtschaftswachstum reduziert. Da helfen tiefe Zinsen. Nehmen Sie Spanien: Zehnjährige



«Die Einzigen, die wirklich profitieren, sind die verschuldeten Staaten und deren Politiker»: Banker Grübel.



Widersacher der USA: Wladimir Putin.

Staatsanleihen kosten heute zirka 2,5 Prozent Zins. Das ist fast gleich viel, wie zehnjährige Staatsanleihen der USA bringen. Hätte man dies vor ein paar Jahren vorausgesagt, wäre man für verrückt erklärt worden. Heute ist es Realität. Dank der fehlgeleiteten Geldpolitik und den Schuldenbergen. Wo ist der Ansporn, gut zu wirtschaften?

Was sagen Sie Leuten, die Angst vor der Geldentwertung haben: Was können sie tun?

Sie sollten die Politiker abwählen, die ihnen das eingebracht haben. Leider versteht die Mehrheit der Leute nicht, was geldpolitisch geschieht. Es wird Jahre dauern, bis an der Urne die Konsequenzen gezogen werden.

Wie können sich Sparer und Anleger vor der Geldentwertung schützen?

Mit Sachwerten wie Gold und Aktien zum Beispiel. Deshalb ist es in den letzten Jahren zur Hause an den Börsen gekommen. Sie haben als Anleger keine echte Alternative.

Erwarten Sie einen grossen Crash?

Nein, nicht sofort. Ich erwarte einen grossen Crash, wenn einmal die Zinsen anfangen zu steigen. Voraussetzung dafür ist eine kräftige Preisinflation. Dann ist ein Crash von histori-

Wo Könige sich die Hand geben.



Verpassen Sie keinen Gang.

Jetzt bestellen und profitieren: 1-Jahres-Abo für nur CHF 79.-

041 / 310 78 88 oder verlag@schlussgang.ch

Mehr Infos: www.schlussgang.ch



SCHLUSSGANG
DIE NUMMER 1 IM SCHWINGEN.

schem Ausmass programmiert. Momentan finde ich die Geldentwertung viel schlimmer als das Risiko eines Crashes.

Einen Schutz vor Geldentwertung bieten auch Immobilien.

Ja, ich halte Immobilien für eine solide Anlageform.

Doch auch da wird oft vor einer Immobilienblase gewarnt, nicht zuletzt von der Nationalbank.

Man sollte als Privatinvestor nicht mit Immobilien spekulieren. Das ist riskant. Wer jetzt mit den tiefen Zinsen als Privater ein Haus kauft oder baut, macht ein gutes Geschäft. Er zahlt extrem wenig für die Hypothek, und die Schulden werden sich schleichend ebenso wie die Vermögen entwerten. Wer Schulden macht, zählt zu den Gewinnern dieses gefährlichen Spiels.

Sie sind selbst Immobilieninvestor. So auch in Spanien, wo Sie Verwaltungsratspräsident des Luxusresorts «La Zagaleta» sind.

Ja, ich besitze schon seit vielen Jahren ein Haus in Spanien, ein zweites Zuhause. Weil es mir dort gut gefällt, nicht weil ich mit Immobilien spekuliere.

Russlands Präsident Wladimir Putin soll eine 4000 Quadratmeter grosse Zehnzimmervilla in Ihrem Resort besitzen: Haben Sie ihn schon persönlich getroffen?

Das ist ein altes Gerücht. Ich habe ihn noch nie getroffen, das ist auch nicht mein Ziel.

Dann könnten Sie mit ihm über die Ukraine-Krise diskutieren. Putin und die Russland-Sanktionen als Folge der Ukraine-Krise machen derzeit die Anleger an den Börsen nervös. Wie gefährlich ist die Eskalation?

Ich glaube, man unterschätzt diesen Konflikt. Die Ukraine-Krise beinhaltet alle Bestandteile, damit wir geopolitisch in ein richtiges Schlamassel geraten.

Befürchten Sie einen Krieg zwischen dem Westen und Russland?

Das hoffe ich nicht. Das ist eine Krise, bei der wir uns später einmal fragen werden, wie wir da hineingeraten sind. Die Ukraine ist nicht wirklich wichtig, weder für Europa noch für

«Es ist ein klarer Fehler, dass sich die EU und die USA in der Ukraine so stark eingemischt haben.»

Russland. Die EU hat sich mit ihrer politischen Unterstützung für die Ukraine viel zu weit aus dem Fenster gelehnt und dabei vergessen, dass Russland immer Anspruch auf Einfluss im ehemaligen Land der Sowjetunion erheben wird. Das war nicht schlau. Und in der Ukraine selbst haben viele ausgeblendet, dass sie wirtschaftlich Russland brauchen.

Die EU und die USA geben Russland die Schuld an der Eskalation.

Es wird auf allen Seiten viel gelogen. Aber es ist ein klarer Fehler, dass sich die EU und die USA in der Ukraine so stark eingemischt haben. Die Krise eskaliert immer mehr, ohne dass jemand gewinnen kann, am wenigsten die Ukrainer. Die USA haben ein politisches Interesse an einer Eskalation und sind deshalb einer der Treiber.

Warum?

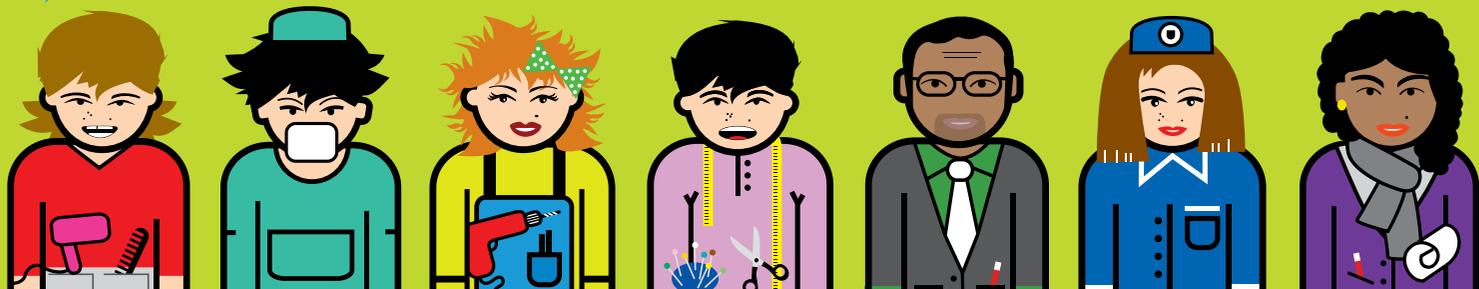
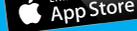
Es ist doch offensichtlich: Russland ist der internationale Widersacher der USA, und darum wollen sie Wladimir Putin entmachten. Der russische Präsident ist für die USA viel zu stark. Er unterstützt Feinde der USA und leistet als einer der wenigen Widerstand gegen die Machtpolitik der Amerikaner.

Die Sanktionen schwächen die Wirtschaft in Russland und in Europa. Das hilft auch der Ukraine nicht.

Am wenigsten leiden die USA. Mit den Sanktionen versucht der Westen unter der Führung der USA, Russland ökonomisch zu schwächen – in der Hoffnung, dass die Bevölkerung Putin die Unterstützung entzieht. Es sieht danach aus, dass das Gegenteil passiert. Wie schon gesagt, es scheint ein Konflikt zu sein, den alle Beteiligten gesucht haben, leider. ○

**BERUFS
MESSE
ZÜRICH**

Folge uns



Dem Beruf ist dein Geschlecht egal!

www.berufsmessezuerich.ch | Messe Zürich | Eintritt kostenlos

Berufsmesse Zürich: 18. bis 22. November 2014 | Treffpunkt Weiterbildung: 21. und 22. November 2014

Hauptsponsorin



Unterstützt durch

Bildungsdirektion Kanton Zürich
Berufsbildungsfonds



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement für
Wirtschaft, Bildung und Forschung WBF
Staatssekretariat für Bildung,
Forschung und Innovation SBF

Veranstalter



Fast jeder Achte ein Sozialfall

Im Bieler Sozialwesen kracht und rumort es. Das Sozialamt gehört mit rund 100 Mitarbeitern zu den grösseren Arbeitgebern der Stadt. Sozialvorstand Beat Feurer will den Apparat verschlanken. Jetzt schlägt das System zurück. *Von Christoph Landolt*



Ein Klang wie Donnerhall: Sozialvorsteher Feurer (SVP).

Es ist der schlechteste Wert seit Beginn der Messungen: Im Jahr 2013 bezogen 11,7 Prozent der Bevölkerung Sozialhilfe. 107 Millionen Franken gibt Biel inzwischen für die Fürsorge aus – das ist mehr, als die 50 000 natürlichen Personen Steuern zahlen.

Fast jeder Achte ein Sozialfall – wie ist das möglich? Jahrelang wurden in Biel demografische Gründe wie der hohe Anteil an unqualifizierten Ausländern verantwortlich gemacht. Doch der seit 2013 amtierende Sozialdirektor Beat Feurer (SVP) gibt sich damit nicht zufrieden. Er lässt das Sozialamt vom Wirtschaftsprüfer Beat Büschi durchleuchten. Der Name Büschi hat in der Szene einen Klang wie Donnerhall. Der heute 63-Jährige hat entgegen dem Willen der Verantwortlichen bewiesen, dass die Misswirtschaft im Sozialamt der Stadt Bern mehr als ein böses Gerücht ist. 2007 war der Finanzinspektor von der damaligen Sozialdirektorin Edith Olibet (SP) beauftragt worden, die 4100 Fürsorgedossiers zu durchleuchten. Doch Büschi lieferte keine gefälligen Resultate: Seine Nachforschungen ergaben bei nicht weniger als 32 Prozent der Dossiers konkrete Hinweise auf Missbrauch (*Weltwoche* Nr. 28/11).

Kurz vor den Wahlen konnte die Stadtregierung keinen Skandal gebrauchen, die heiklen Ergebnisse wurden deshalb monatelang unter dem Deckel gehalten. Die damalige Berner Re-

gierungsstatthalterin Regula Mader (SP) schrieb Büschis Zwischenbericht in einen Schlussbericht um, in dem das Wort Missbrauch nicht mehr vorkam. Doch der aufrichtige Finanzinspektor machte böse Miene zum bösen Spiel und distanzierte sich vom verwässerten Schlussbericht. Daraufhin brach Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP) ein Disziplinarverfahren gegen ihn vom Zaun.

Büschi gab nicht klein bei. Das Disziplinarverfahren wurde eingestellt, der Finanzinspektor kehrte an seinen Arbeitsplatz zurück. 2012 wurde er vom *Beobachter* für den Prix Courage nominiert. Nun also soll Beat Büschi einen zweiten Augiasstall ausmisten. Auf Anfrage bestätigt Sozialdirektor Feurer, dass Büschi seit Anfang Juni die Aufbau- und Ablauforganisation im Sozialamt unter die Lupe genommen hat. Erste Ergebnisse lägen bereits vor, würden aber noch nicht kommuniziert, so Feurer weiter. Offenbar wurde man fündig: «Seit Ende August werden spezifische Dossierprüfungen durchgeführt», so Feurer.

Insider sagen, im Bieler Sozialamt existiere – wie früher in Bern – kein Controlling, das diesen Namen verdiente. Die Fluktuation sei enorm, wodurch viele Sozialarbeiter keinen Überblick über die ihnen zugeteilten Fälle sässen. Stärker noch als das Personal sei die Bürokratie angewachsen. Obwohl das Sozial-

amt mit inzwischen rund 100 Mitarbeitern zu den grösseren Arbeitgebern in Biel gehört, klagen die Sozialarbeiter über zu wenig Zeit für ihre eigentliche Aufgabe: Gespräche mit Fürsorgebezügern, um an der Wiedereingliederung in Beruf und Gesellschaft zu arbeiten.

Diese Darstellung wird von Feurer teilweise bestätigt. Es gebe zwar interne Kontrollmechanismen, erklärt der Sozialdirektor. «Eine systematische Dossierkontrolle durch die Sozialbehörde hat in den letzten Jahren nicht stattgefunden.»

Untersuchung gegen den Untersucher

Doch das System leistet Widerstand. Sozialamtschefin Beatrice Reusser, die sich gegen jede Reform stemmt und überall schlecht über ihren Chef Feurer spricht, wehrt sich mit Händen und Füssen gegen ihre Entlassung (*Weltwoche* Nr. 35/14). Das geht so weit, dass der Sozialdirektor selbst Gegenstand einer Untersuchung geworden ist. Einige diffuse Vorwürfe des städtischen Personalverbands reichten dem von Stadtpräsident Erich Fehr (SP) geführten Gemeinderat, um gegen Kollege Feurer sowie dessen Sekretär Patrick Nyfeler ein Administrativverfahren einzuleiten.

Mit der Untersuchung betraut wurde nicht die Geschäftsprüfungskommission des Stadtparlaments, wo Rot-Grün knapp in der Minderheit ist. Stattdessen ging der Auftrag im Wert von 20 000 Franken an einen externen Experten, den Fürsprecher Andreas Hubacher. Ein geschickter Schachzug: Hubacher ist SVP-Mitglied und steht somit nicht im Verdacht, dem SVP-Politiker Feurer schaden zu wollen.

Doch einiges deutet darauf hin, dass Hubacher nicht der unabhängige Experte ist, als der ihn die Bieler Regierung anpreist. Ins Spiel gebracht wurde der Fürsprecher von Stadtschreiberin Barbara Labbé. Die beiden sind alte Bekannte. Labbé war zwischen 1997 und 2009 Regierungsstatthalterin des Bezirks La Neuveville. Hubacher amtierte zwischen 1988 und 2000 als Regierungsstatthalter in Bern (er ist somit der Vorgänger von Regula Mader). Drei Jahre lang trafen sich Labbé und Hubacher an den Treffen des Vereins bernischer Regierungsstatthalter. Dieser Kontakt sei «rein beruflich» gewesen, erklärt Labbé. Sie sei mit Hubacher zwar per du, doch habe sie nicht gewusst, dass er als unabhängiger Gutachter tätig sei. Er sei ihr von anderen Experten empfohlen worden. Fürsprecher Hubacher war für eine Stellungnahme nicht zu erreichen. ○



Kriminalität

Die eingebildete Mafia

Der Medienwirbel um organisiertes Verbrechen im Thurgau ist grotesk. Personell überdotierte Stellen suchen verzweifelt neue Betätigungsfelder.

Von Martin Killias

Auch Italien hat seine Legenden. Fragt man Adort nach der Mafia, pflegen Gesprächspartner zu seufzen, das sei eben ein Erbe des Südens, der jahrhundertlang unter Fremdherrschaft gelitten habe. Das Dumme ist nur, dass Mailand und die Lombardei, seit der letzte Sforza-Herzog 1535 abgesetzt wurde, als Nebenland unter der spanischen Krone und von 1712 bis 1859 unter österreichischer Kontrolle standen, so dass Mozarts Sohn Karl dort Steuerbeamter der k. u. k. Monarchie werden konnte.

Der Süden dagegen war seit 1735 ein unabhängiger Staat, bis dieser 1861 nach vielen Schlachten vom Norden erobert wurde. Nach der Armee kamen die Beamten des Nordens, und so stand nach über 1200 Jahren erstmals der ganze Stiefel unter einer einzigen Regierung. Mit den Gepflogenheiten und der Sprache des Mezzogiorno wenig vertraut, stiessen die neuen Herren nicht auf ungeteilte Zustimmung, es folgten Aufstände, unzählige Hinrichtungen, ein Guerillakrieg und Massaker. Viele Aufständische zogen sich in die Berge zurück und verbanden sich dort – ähnlich wie heute die Farc-Kämpfer in Kolumbien – mit Briganten, die dort seit Jahrhunderten ihr Unwesen trieben. Im Mittelmeer blühte die Seeräuberei, deren wichtigstes Geschäftsmodell Entführungen (oft in die Sklaverei) waren. Nirgends aber hat diese «Tradition», die nördlich der Alpen im Waadtländer Jorat, in Graubünden und in deutschen Rückzugsgebieten («Schinderhannes») noch im 18. Jahrhundert sporadisch aufleuchtete, so erfolgreich überlebt wie in Süditalien.

Beim Anschluss des Südens an den Norden entwickelten sich dort passiver Widerstand und eine Parallelorganisation, die dem Staat das Gewaltmonopol streitig machte. Primäre Zielsetzung war dabei nicht materieller Gewinn, sondern eine Art Paralleljustiz zur Konfliktregelung sowie Macht über Behörden und die Verteilung staatlicher Gelder. Das ist ansatzweise bis heute so geblieben. Wann immer die Carabinieri einen Mafia-Chef verhaften, finden sie den meistens in einer armseligen Alphütte, aber nie in einer sechsstürigen Limousine, umgeben von blonden Frauen oder in der Suite eines «Palace»-Hotels. Gerade diese relative Bescheidenheit im Auftreten sicherte den Mafiosi in der lokalen Gesellschaft eine gewisse, wenn heute auch bei weitem nicht mehr ungeteilte Akzeptanz.

Dass die Mafias in amerikanischen Grossstädten ihre Rolle weitgehend eingebüsst haben, hat am meisten wohl mit der Integration der italie-

nischen Minderheit in den USA zu tun – es gibt die Italiener-Gettos nicht mehr, wo die Mafiosi die lokale Kontrolle ausübten. Ihren einstigen Erfolg in Amerika verdankte die Mafia der Unfähigkeit des dortigen Justizsystems, mit kollektiv organisierter Alltagskriminalität umzugehen – Al Capone wurde nie wegen Mordes, wohl aber wegen Steuerbetrugs zur Strecke gebracht. Von der Kooperation der Zeugen unter einem extremen Unmittelbarkeitsprinzip vollständig abhängig, scheiterte die Strafverfolgung regelmässig, sobald sich niemand vor einem Geschworenengericht exponieren wollte. Dasselbe galt im Drogenhandel, wo die Justiz kaum je an Hintermänner herankam – darum der Gedanke, diesen Leuten via Geldwäscherei das Handwerk zu legen, sobald sie das angehäuften Geld auf die Bank tragen. So entstanden «Auffangtatbestände» wie organisiertes Verbrechen und Geldwäscherei.

Stimmung für unsinnige Massnahmen

Leider haben sich Europa und die Schweiz – im Zuge des *war on drugs* – diese Auffangtatbestände aufdrängen lassen. Das hat die Rechtshilfe erleichtert, aber sonst nicht viel gebracht, denn Geldwäscherei und organisierte Kriminalität sind meistens nur «Zugemüse» in Straffällen, bei denen es um viel schwerere «normale» Delikte wie vor allem Drogenhandel geht – weil



Rolle eingebüsst: Mafia-Chef Condello 2008.

man in Europa mit solchen Kriminalitätsformen in aller Regel gut zu Rande kommt, weil das Prozessrecht indirekte Beweise in viel grösserer Masse zulässt und unvergleichlich weniger auf mündliche Aussagen abstellt. Daneben aber fehlen hier die gesellschaftlichen Voraussetzungen für erfolgreiche Mafia-Aktivitäten.

Befragungen im Gastgewerbe in Deutschland und in der Schweiz haben kaum Fälle von Schutzgeldzahlungen ergeben – trotz vieler Vorsichtsmassnahmen bei der Kontaktaufnahme. Man sage jetzt nicht, die Betroffenen hätten sich nicht getraut, darüber zu sprechen – in amerikanischen Chinatowns zeigten sich nämlich erhebliche Opferraten. Wohl aber könnte mitspielen, dass Gastronomen in westlichen Ländern bei Drohungen nicht so eingeschüchtert reagieren – Terror funktioniert nur, wenn das Umfeld ohne direkten Zwang mit vorseilendem Gehorsam kooperiert.

Wieso jetzt das Drama im Thurgau? Dass Verwandte von Mafiosi hier wohnen und sich miteinander treffen – wen kann das bei den vielen Secondos verwundern? Medial unterstützt durch Publikation eines vertraulichen Videos und aus Italien abgehörte Telefongespräche (nebenbei: mit welcher Berechtigung, extraterritorial?) wird insinuiert, anders als im Thurgau wären die Beteiligten in Italien verhaftet worden. Dazu muss man wissen, dass kein westeuropäisches Land so oft von Strassburg verurteilt wird wie Italien – die Zurückhaltung hier könnte man darum auch positiv sehen. Geradezu grotesk sind die Vorstellungen, die Gruppe in der Thurgauer Beiz würde den Drogenhandel in Deutschland beherrschen oder die Mafia würde demnächst die UBS, Nestlé und bald wohl auch die Regierung übernehmen.

Solche Bedrohungsszenarien, untermalt mit Bildern von Justizpersonen mit zahlreichen Bodyguards, schaffen eine Panikstimmung, die Parlamente oft unsinnige Massnahmen beschliessen lässt. Personell überdotierte Stellen suchen verzweifelt neue Betätigungsfelder und darauf wieder neue Ressourcen. In Diskussion steht derzeit die Ausweitung des Tatbestands der organisierten Kriminalität. Viele Formen kollektiver Delinquenz – Stichwort Gangs – werden dann plötzlich als «Mafias» durchgehen. Man möchte sagen: «Think and relax.»

Martin Killias ist emeritierter Professor für Strafrecht, Strafprozessrecht und Kriminologie an der Universität Zürich sowie ständiger Gastprofessor der Universität St. Gallen.

Alles weglächeln

Witzig, charmant, schlagfertig: Die Aargauer Regierungsrätin Susanne Hochuli gilt als Hoffnungsträgerin. Doch während sie bei öffentlichen Auftritten punktet, vernachlässigt sie ihr Amt. Die Grüne kommuniziert unglücklich, vertuscht Fehler und duldet Rechtsbruch. *Von Alex Reichmuth*

Roger Schawinski, als Interviewer als harter Hund bekannt, zeigte sich letztes Jahr nach dem Auftritt von Susanne Hochuli in seiner Talksendung angetan von der grünen Politikerin. «Es war fast so, als wolle sie mich anflirten», gab er zu Protokoll. Hochuli hatte in der Sendung über den von ihr bewohnten Bauernhof als «männerfreie Zone» gesprochen – und auch davon, dass es für Männer einen Hintereingang gebe. Schawinski könne diesen ja ausprobieren, um mit ihr einen Kaffee zu trinken. Indem sie jeden Ansatz von Kritik einfach weglächelte, hatte die Aargauer Regierungsrätin nebst Schawinski wohl auch die meisten Zuschauer im Sack. Mit ihrem Auftreten gepunktet hatte Hochuli auch zwei Jahre zuvor in der Sendung «Giacobbo/Müller». «Sie war frisch, schlagfertig und selbstironisch – also unangreifbar», bilanzierte Viktor Giacobbo.

Charmant und erfrischend – so nimmt man die Aargauer Vorzeigepolitikerin landesweit wahr. Wer aber ihre Amtsführung von nahe kennt, hat oft einen anderen Eindruck von der grünen Regierungsrätin. «Es fehlt an Information, es fehlt an einer Idee, es fehlt an einem Konzept, es fehlt an der Kommunikation», kritisierte Renate Gautschy (FDP), Präsidentin der Aargauer Gemeindeammänner-Vereinigung. Diese Äusserung im letzten Mai galt offiziell «dem Kanton» und seiner Asylpolitik – gemeint war aber Hochuli, die dem Gesundheits- und Sozialdepartement vorsteht und für den Asylbereich im Aargau verantwortlich ist. Es ging darum, dass Hochuli es auch fünf Jahre nach Amtsantritt nicht geschafft hatte, Asylsuchende fair und transparent auf die Gemeinden zu verteilen. «Dafür hatte der Kanton jahrelang Zeit, doch nichts passiert», so Gautschy. Die Gemeindeammänner-Vereinigung werde nun selber ein entsprechendes Konzept ausarbeiten und dem Kanton vorlegen, kündigte sie an. Das Signal war klar: Wenn Hochuli ihren Job nicht macht, müssen andere aktiv werden.

«Wie viel zählt Ihr Wort heute?»

Gar nichts von Susanne Hochuli hält man insbesondere in Aarburg. Seit die Regierungsrätin heimlich einen Wohnblock angemietet hat, um dem bereits hochbelasteten Städtchen entgegen früheren Zusicherungen zusätzliche neunzig Asylbewerber aufzuzwingen, opponieren der Gemeinderat und Hunderte von Anwohnern offen gegen Hochuli. «Wie viel zählt Ihr Wort heute?», hielten ihr die Präsidenten der Ortsparteien in einem gemeinsamen Brief vor.

«Sie scheinen den Ernst der Lage für Aarburg überhaupt nicht zu begreifen oder nicht wahrhaben zu wollen.» Der Regierungsrätin scheint in der Tat das politische Gespür zu fehlen. Wenn immer möglich, entzieht sie sich dem Konflikt um die Verteilung von Asylbewerbern. Die Suche nach geeigneten Unterkünften für Flüchtlinge stellt sie als reinen Verwaltungsakt hin, für den der kantonale Sozialdienst zuständig sei.

Stattdessen meldet sich Susanne Hochuli zuweilen auf seltsame Art zu Wort. Für die *Sonntagszeitung* verfasste sie ein fiktives Gespräch zwischen einem «Herrn A» und einem «Herrn B» vor einer Asylunterkunft. «Sind doch alles

«Selbst wenn sie Blödsinn erzählt, kommt es irgendwie noch sympathisch rüber.»

Chügeli-Dealer, haha», zieht darin Herr B über die Asylsuchenden her. Seine Tochter hat sich aber mit dem Asylantenkind «Samira» angefreundet und will dieses «zum Grillieren» mitbringen. «Meinst du das Protestgrillieren?», fragt Herr B seine Tochter und sagt zu Herrn A: «Das hätte gerade noch gefehlt.» Die Botschaft, die Hochuli mit diesem Text vermittelte: Die Proteste in Aarburg haben fremdenfeindliche Motive. Die Publikation dürfte Öl ins Feuer gewesen sein.

Kommunikativ unglücklich geht die frühere Journalistin auch vor, wenn sie von Miss-

ständen in ihrem Departement ablenken will. Im letzten April prangerte die kantonale Finanzkontrolle in einem Bericht zur Jahresrechnung 2013 Fehlleistungen in Hochulis Departement an, insbesondere die Überschreitung des Globalbudgets im Bereich Gesundheitsversorgung um satte 24,8 Millionen Franken (rund fünf Prozent). Es handle sich um einen «Verstoss» gegen das Gesetz, hielt die Finanzkontrolle unzweideutig fest. Hochuli wollte den unbequemen Bericht unter dem Deckel behalten. Doch Andreas Glarner, SVP-Fraktionschef im Kantonsparlament, spielte ihn der Presse zu, die dessen Inhalt veröffentlichte.

Schönreden von Fehlleistungen

Hochuli schaltete darauf die Oberstaatsanwaltschaft ein – wegen angeblicher Amtsgeheimnisverletzung. Glarner sah sich mit einer Strafuntersuchung konfrontiert, wie er selber bekanntmacht. Dabei ist der Bericht der Finanzkontrolle weder als vertraulich noch als geheim deklariert. Die Regierungsrätin verstrickt sich seither in Widersprüche: Sie liess über ihren Sprecher verlauten, ihr Departement habe keinesfalls eine Strafanzeige eingereicht, sondern die Oberstaatsanwaltschaft lediglich um Klärung des Sachverhalts gebeten. Belegbar ist aber, dass Hochuli an anderer Stelle klar von einer Strafanzeige durch das Departement gesprochen hat. Von der *Weltwoche* darauf angesprochen, schreibt die grüne Politikerin, es treffe zu, «dass ich in einer Kommissionssitzung ausgeführt habe, es werde eine Strafanzeige erhoben». «Im Nachgang» habe sie aber entschieden, «dass es ausreicht, die Verletzung des Amtsgeheimnisses der Oberstaatsanwaltschaft zur Kenntnis zu bringen». Die Oberstaatsanwaltschaft hat das Verfahren gegen Glarner inzwischen – wenig überraschend – eingestellt.

Das Schönreden von Fehlleistungen hat bei Hochuli Tradition. 2010 wurde intern bekannt, dass ihr Departement für die Bewachung von Asylunterkünften mehrere hunderttausend Franken ausgegeben hatte – ohne zuvor entsprechende Offerten eingeholt zu haben, wie es das Gesetz verlangt. In einer Sitzung der zuständigen Parlamentskommission darauf angesprochen, rechtfertigte Hochuli die fehlende Ausschreibung damit, im Asylbereich sei manchmal «sofortiges Handeln» nötig. Sie verwies auf «komplexe und schwierige andere Geschäfte» und «dringendere Projekte» in ihrem Departement. Die fehlende Ausschreibung werde nachgeholt. Im Gespräch mit der *Welt-*





Nichts passiert: Regierungsrätin Hochuli.

woche argumentiert Susanne Hochuli, die damaligen Bewachungsverträge seien schon abgeschlossen worden, bevor die entsprechenden Submissionsbestimmungen in Kraft getreten seien. Das mag zutreffen. Das Versäumnis, rechtzeitig eine Ausschreibung durchzuführen, entschuldigt dies nicht.

Auch in der Aargauer Gesundheitspolitik herrscht unter Hochulis Führung zuweilen ein flexibler Umgang mit Vorschriften. Das Bundesverwaltungsgericht kam im Sommer 2013 zum Schluss, dass der Kanton «im Hinblick auf den Erlass der Spitalliste 2012 und der damit verbundenen Erteilung von Leistungsaufträgen keine den Anforderung des Bundesrechts entsprechende Wirtschaftlichkeitsprüfung durchgeführt hat». Im letzten Dezember doppelte das Gericht in einer Auseinandersetzung des Kantons Aargau mit der Hirslanden-Klinik nach, «dass sich daher die Spitalliste 2012 des Kantons Aargau und die Erteilung von Leistungsaufträgen mangels bundesrechtskonformer Versorgungsplanung als rechtswidrig erwiesen hat». Gegenüber der *Weltwoche* sagt Susanne Hochuli, die Wirtschaftlichkeitsprüfung habe damals gefehlt, weil «die dafür nötige Datenbasis noch nicht vorhanden» gewesen sei. Im Übrigen seien die entsprechenden gesetzlichen Vorgaben bei der Spitalplanung 2012

noch nicht rechtskräftig gewesen. Das sei erst 2015 der Fall. Formell ist das zwar richtig. Der Bundesrat hat aber 2010 festgehalten, dass die Kantone schon in der Übergangsfrist das künftig geltende Recht im Auge behalten müssen. Bei Streitigkeiten bestehe «die Möglichkeit der Beschwerde ans Bundesverwaltungsgericht», schrieb der Bundesrat damals. «Dieses entscheidet abschliessend.» Hochulis Argument beisst sich also in den Schwanz.

Gegner gehen ungeschickt vor

Angesichts solcher Fehlleistungen überrascht es, dass Hochuli nicht längst in ernsthafte Schwierigkeiten gekommen ist. Aber ihre politischen Gegner gehen ungeschickt vor. So versuchte die kantonale SVP, die Regierungsrätin an den Pranger zu stellen, weil sie sich vor der Abstimmung vom 18. Mai gegen die Gripen-Vorlage ausgesprochen hatte. Hochuli amtet auch als kantonale Militärdirektorin. Eine Regierungsrätin hat aber das Recht, gegenüber einer nationalen Vorlage eine eigene Meinung zu vertreten. Die Beschaffung der Gripen-Flugzeuge wurde dann abgelehnt, weil auch weite bürgerliche Kreise mit Nein stimmten. Die Regierungsrätin ging gestärkt aus dem Manöver der SVP hervor, ihr das Militärdossier wegen ihrer Ablehnung des Gripen zu entziehen. So

wird sie künftig wohl auch sonst über jede Kritik hinweggehen können – und dabei auf ihre Ausstrahlung zählen. «Selbst wenn sie Blödsinn erzählt, kommt es irgendwie noch sympathisch rüber», meinte der Aargauer Komiker Peach Weber. ○



CRESTA
PALACE

Herbstzauber

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie
Kinderclub, Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 12. Oktober 2014

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel



Essay

Scham und Schändung

Die Scham gehört zu den Grundtatsachen des Lebens. Der grösste Skandal in diesem Gelände ist der erigierte Penis. Als römischer Senator wäre Geri Müller längst seines Amtes enthoben worden. Von Pirmin Meier

Das eine Sekretärin oder ein Stadtoberhaupt gesellschaftliche Disqualifikation riskieren, falls sie im falschen Moment und am falschen Ort die Sexuelscham nicht beachten, hat nicht, wie zum Beispiel die *Weltwoche* behauptet, mit «Taliban-Moral» zu tun. Der Befund ist weder ein Produkt aufgeklärter «bürgerlicher Moral» noch auf den Einfluss der Kirchen zurückzuführen.

Aus volkskundlicher Sicht gehört die Scham zu den Grundtatsachen des Lebens, einer der Bedingungen der Zivilisation. Nur Kleinkinder, Senile und generell Unzurechnungsfähige sind von der Einhaltung der Schamregeln dispensiert. Indem sich der Stadtammann von Baden öffentlich «vor der ganzen Welt» schämte, bewies er nur, dass er zu keiner der drei Kategorien gehört. Ergeht es ihm wie seinem Namensvetter, dem genialen Erfinder der Schweizer Geschichte, Johannes von Müller (1752–1809)? Dieser lebte in einer virtuellen

Fantasiewelt mit einem erfundenen homosexuellen Geliebten, an den er Briefe schrieb. Als solche in die falschen Hände gerieten, hiess es, dass «Müller nach Bekanntwerden der Affäre oft verspottet einsam und mittellos zurückblieb». Er starb bald darauf wie beschrieben.

Im Zusammenhang mit der Zeichenlehre der Sexualität nach dem Ethnologen Hans Peter Duerr beruht die Skandalwahrnehmung im August 2014 auf einem (virtuellen) Fall von Obszönität und Gewalt. Die Präsentation des erigierten Penis ist im Prinzip ein hochaggressiver Akt, so wie zur Einleitung einer Schändung die Blossstellung der Vulva oder des Anus gehört. Es handelt sich, das Töten und Getötetwerden ausgenommen, um eine der reinsten Formen der Praxis der Macht. Im verharmlosenden Unwort «einvernehmlich» ist das Rachepotenzial aus lieblos erfahrener Sexualität nicht inbegriffen. Die Wut belogener Opfer kann noch nach Jahren ins Unbegrenzte

wachsen. Das Einvernehmliche gehört bei der Verführung von Kindern und Erwachsenen zur Taktik und Strategie der Schändung. Der böse Wille hält sich beim je stärkeren Partner nicht an gesetzliche Abmachungen, noch weniger an Altersgrenzen. Die wahren Verbrechen hängen überdies – nach Kant – mit der Lüge zusammen, oft mit einer Gemengelage von Lüge und Täuschung, «Intrige» genannt.

Knabenhafte Mutprobe

Geschicht der Kontakt, wie beim Selfie-Austausch, zunächst mehr spielerisch, liegt analog zum Tierreich der Unterschied zwischen dem reissenden Wolf und dem hochdomestizierten Pudel vor. Dabei meint es auch der Pudel ernst, wiewohl dies meist nicht tödlich endet. Das Paradoxe bei einem Mann, der sich mit seinem erigierten Penis per Selfie starkmacht, verstärkt mit den Insignien von Protzbauten, liegt im Restrisiko der damit verbundenen knabenhaften Mutprobe. Die Blossstellung des Penis des Mächtigen durch Veröffentlichung einer rachsüchtigen Gegenseite, und sei es nur verbal, bedeutet Umschlag der spielerischen Aggression von der einen Seite in Schändung von Seiten der anderen, bis hin zum gesellschaftlichen Tod. Mit der Bezeichnung «Grüsel-Geri» hat die Deutschschweizer Boulevardzeitung zu einem Schlag ausgeholt, in dem alles enthalten ist, was Heinrich Böll in «Die verlorene Ehre der Katharina Blum» an der *Bild*-Zeitung zu kritisieren hatte.

Da wir jedoch in der Schweiz, Deutschland, Dänemark, Frankreich, vielleicht sogar in ein paar wenigen US-Staaten in der am wenigsten schambelasteten, also schamlosesten Zivilisation der Menschheitsgeschichte leben, muss die Lage des ultimativ Blamierten nicht aussichtslos sein. Aber im Moment ging es ihm nicht besser als einem, der in der Schweizer Armee vom Kollegenmob nackt ans Bett gefesselt und mit Schuhwichse an der empfindlichsten Stelle eingeschmiert wurde. Ich habe im Gegensatz zu Geri den Dienst nicht verweigert. Ich weiss, wovon ich rede.

Im Zusammenhang mit der Affäre Geri Müller musste die «verklemmte bürgerliche Moral» (ein Sexualtherapeut in der *Neuen Luzerner Zeitung*), die «christliche Doppelmoral» (Infosperber.ch), in der *Weltwoche* absurderweise die «Taliban-Moral» als ermöglichender Hintergrund erhalten.



Es geht um Grundregeln der Zivilisation.

Die Verhältnisse im spätkatholischen Baden kann man weder mit dem Islam noch mit dem alten Rom verwechseln. Die Römer trieben es nicht so, wie man es ihnen nachsagt. Als römischer Senator wäre Geri Müller schon am 2. August seines Amtes enthoben worden. Er hat nämlich an Badens Bundesfeier im Anschluss an seine bedenkenswerten Worte zur Weltlage und nach dem löblichen Absingen des Schweizerpsalms seine Lebenspartnerin ziemlich intensiv verküsst. Das wäre in Aquae Helveticae, also Römisch-Baden, *coram publico* fast so wenig dringelegen wie heute in dem von Geri Müller nicht gerade schlechtgemachten Iran. Wegen öffentlichen Küssens einer Frau hat Cato den Senator Manlius vor Gericht gezerrt. Nicht der Tod, nur der Amtsverzicht wurde durchgesetzt. Unter dem Oberheiden Augustus wurde der eleganteste erotische Dichter Roms, Ovid, für angebliche Sittenlosigkeit gedemütigt und ans Schwarze Meer ins Exil geschickt.

In Indien, Japan, China waren und sind die Schamstandards bei weitem gnadenloser als bei uns denkbar. Wer sich sexuell blamiert, sieht sich oft zum Ehrenselbstmord genötigt. Für eine chinesische Frau reicht es manchmal schon, beim Pissen gesehen worden zu sein. Gemäss dem fünfbändigen Standardwerk des Ethnologen Hans Peter Duerr (Heidelberg) über Nacktheit und Scham, Intimität, Obszö-

nität und Gewalt herrschten bei Naturvölkern, je nackter, desto stärker, enorm hemmende sexuelle Tabus. Solche lassen sich analog bei westlichen Naturistenbewegungen nachweisen. Der grösste Skandal im Gelände ist und bleibt der erigierte Penis. Dass dieser bei einigen Naturreligionen zum Heiligen ge-

Der Gerichtspräsident hält sich an die Regel, sein Ding höchstens auf der Herrentoilette auszupacken.

hört, macht die Sache umso schlimmer. Weil das Heilige das Unantastbare ist, bei dem nicht nur Muslime keinen Spass verstehen.

Der genannte Ethnologe Hans Peter Duerr hat mit einem erdrückenden ethnologischen Material nachgewiesen, dass die Körperscham nicht etwa von den monotheistischen Religionen adressiert wurde. Auch nicht im Sinne der Aufklärung gemäss Norbert Elias als «bürgerliche Moral». Es geht um Grundregeln jeder Zivilisation, die auch von Sigmund Freud nie angezweifelt wurden.

In der *Neuen Luzerner Zeitung* wurde von einem Theologen angemahnt, eine unsoziale Entscheidung des Stadtpräsidenten wäre doch viel schlimmer gewesen als das Versenden eines Nackt-Selfies. Auch jede Waffe, die exportiert wird, vernimmt man in Blogs, sei

doch viel schlimmer, als wenn die ganze Vereinigte Bundesversammlung gemäss *Nebelspalter* auf dem Bundesplatz für ein Nackt-Selfie geschlossen die Hosen herunterliesse. Dabei darf ein Radikalpazifist seine sexuelle Intimsphäre genauso wenig blamabel entblößen wie ein ernstzunehmender Kritiker des Sozialstaates. Weil anders eine «soziale» wie auch «unsoziale» Politik als Erzeugung von Zustimmungsbereitschaft bei den schweizerischen demokratischen Standards nicht durchzubringen wäre. Eine Frau ist erst recht nur dank ihrem guten Ruf keine Schlampe. Der Gerichtspräsident hält sich an die Regel, sein Ding höchstens auf der Herrentoilette, strikt alleine, auszupacken. Weil sonst sein Urteil kassiert wird. Verhaltensregeln dieser Art sind selbst bei Gottlosen Bestandteil des Prozesses der Zivilisation. Man kann die Doppelmoral kritisieren. Sie zwingt uns, die Tatsachen des Lebens sogar dann zu akzeptieren, wenn wir ihnen nicht jeden Tag gewachsen sind.

Hans Peter Duerr: Der Mythos vom Zivilisationsprozess, 5 Bände, 1988–2002. Suhrkamp. 3573 S.

Pirmin Meier war am 1. August auf Einladung von Geri Müller Bundesfeier-Redner in Baden. Seine Ansprache «In Baden den Kopf behalten» thematisierte eine öffentliche Hinrichtung in Baden im 15. Jahrhundert. Der Getötete hat nach der Legende seinen Kopf wieder aufgesetzt und trottete in «Richtung Wettingen» davon.

Erlebnisreise Myanmar

Höhepunkte:

Bagan – die Stadt mit über 2'000 Pagoden auf einem Gelände von knapp 40 m² – „Road to Mandalay“ auf dem Fluss mit der Irrawady Princess II – Mandalay, das kulturelle und religiöse Zentrum von Burma/Myanmar – Fahrt mit Langbooten aus Holz durch den Inle Lake, vorbei an faszinierenden Landschaften und Besuch der „Schwimmenden Gärten“ – Yangon, die alte Hauptstadt des Landes – Besuch der Shwedagon Pagode die mit 11 Tonnen Gold und 4'350 Diamanten geschmückt ist – Besuch des China Town Marktes in Yangon

Zusatzprogramm: *Geniessen Sie im Anschluss an diese einmalige Rundreise noch einige Tage Badeferien in Ngapali Beach. Es erwarten Sie kleine Hotels im Boutique Stil, wunderschöne Strände und traumhafte Temperaturen.*

14 Tage bereits ab
4660 CHF
pro Person

Pauschalpreise p. P. in CHF		
Nr.	von / bis	↔
01	06.11. – 19.11.14	4660
02	08.01. – 21.01.15	4660
03	12.02. – 25.02.15	4660
04	05.03. – 18.03.15	4660
05*	09.04. – 22.04.15	4770
06	15.10. – 28.10.15	4890

*Neujahrs- und Wasserfest in Myanmar
Einzelzimmerzuschlag CHF 1'130.-



Verlangen
Sie unseren aktuellen
Katalog mit der
Detailbeschreibung
der Reise.

Inklusive: Thai Airways Linienflüge Zürich – Yangon – Zürich via Bangkok, Economy class / sämtliche Flughafentaxen im Wert von CHF 480.- / Flüge innerhalb von Myanmar / 9 Übernachtungen in guten Mittelklassehotels / 2 Übernachtungen auf dem Flusskreuzfahrtschiff Irrawady Princess II / Halbpension auf der ganzen Reise und zusätzlich vier Mittagessen / lokale, deutsch sprechende Reiseleitung vor Ort / Reiseführer und ausführliche Reiseunterlagen / Kundengeldabsicherung

Dufourstrasse 157 - 8034 Zürich
Tel. 044 384 93 93
www.bischofberger-reisen.ch



Am Honigtopf der Gastwirte

Aufruhr in der Gastro-Branche: Bis zu 30 000 Franken kostet eine Sitzung der paritätischen Kommission, die über die Einhaltung des Gesamtarbeitsvertrags wacht. Die Verantwortlichen ringen um Erklärungen.

Von Florian Schwab



«Verstärkung der Finanzaufsicht»: Seco-Chef Zürcher.

Monat für Monat sitzen sechs Herren und eine Dame zusammen, um über die Einhaltung des Gesamtarbeitsvertrags in der Gastro-Branche, des sogenannten L-GAV, zu beraten. Ihre Namen sind ausserhalb der engen Verbandswelt völlig unbekannt. Sie sind von den Branchenverbänden Hotelleriesuisse und Gastrosuisse angestellt sowie von den Gewerkschaften: der Unia einerseits und der sektoreigenen Hotel- und Gastro-Union andererseits.

In den halb- bis ganztägigen Sitzungen geht es auch um die Verwendung der sogenannten Vollzugskostenbeiträge. Für sämtliche Angestellten und den Betrieb selber muss jedes Hotel und Restaurant in der Schweiz von Gesetzes wegen jährlich 89 Franken an das Gremium abliefern, das sich paritätische Kommission nennt. Dies, weil der Bundesrat den L-GAV für allgemeinverbindlich erklärt hat. Die Einnahmen der paritätischen Kommission stammen somit aus staatlich genehmigten Zwangsbeiträgen. Vor vier Jahren wurde der Beitrag von 42 auf 89 Franken mehr als verdoppelt.

Gepfefferte Bezüge

Wer sich die monatlichen Treffen des «kleinen Ausschusses» der paritätischen Kommission als nüchtern-trockene Zusammenkunft von grauen Verbandsfunktionären vorstellt, könnte sich getäuscht haben. Zumindest legen Recherchen

der gastronomischen Fachzeitschrift *Salz & Pfeffer* nahe, dass mit der grossen Kelle angerührt wird, wenn die Kommission tagt.

Salz & Pfeffer hat im bislang gutgehüteten Geschäftsbericht der Kommission für 2012 einen Aufwandposten von exakt 436 651 Franken als «Aufwand Aufsichtskommission» entdeckt. Dies für die zwölf monatlichen Treffen des erwähnten kleinen Ausschusses, bestehend aus den sieben Personen, und zwei Sitzungen des gesamten Gremiums, dem zusätzlich zwölf weitere Verbandsvertreter angehören. Auf eine Sitzung heruntergerechnet, ergeben sich Kosten von 31 189 Franken – oder, wie das Fachmagazin schreibt: «Verteilt man die 2012 verbuchte Summe auf die Anzahl Sitzungen, beträgt das Sitzungsgeld über 4000 Franken pro Person und Sitzung.» Also: «Ein Mitglied des monatlich tagenden Ausschusses erhalte demnach über 48 000 Franken pro Jahr.»

All das wollte die paritätische Kommission zunächst nicht kommentieren und heizte so wilde Spekulationen an: Lässt sich Unia-Vertreter Mauro Moretto die Sitzungen fürstlich bezahlen, die in seinem Ferienanwesen im Tessin stattfinden? Oder wird jeweils nach Sitzungsschluss das Nonplusultra aus Küche und Keller kredenzt – und die Sozialpartnerschaft mit fremdem Geld gar etwas zu wörtlich genommen?

Vor der Mauer des Schweigens schien die Kritik von *Salz & Pfeffer* nicht unbegründet: «Zwar hat jeder Koch und jede Hotelangestellte dieses Landes die Pflicht, pro Jahr 89 Franken seines Lohns abzugeben, nicht aber das Recht, zu erfahren, wer sich damit die Taschen stopft.»

Trend zur Transparenz

Dann, kurz vor Redaktionsschluss der *Weltwoche*, legten die Verantwortlichen die Zahlen doch noch auf den Tisch: Das Sitzungsgeld betrage 800 Franken pro Sitzung und Nase – plus Reisespesen. Die Kosten summieren sich auf 98 000 Franken. Für sämtliche Sitzungen fielen Raum- und Verpflegungskosten im Umfang von 41 000 Franken an. Der unabhängige Präsident der Aufsichtskommission erhalte eine Vergütung von 68 000 Franken. Die restlichen Kosten seien für Rechtsberatung, eine Moderation zwischen den Vertragsparteien und Übersetzungsarbeiten angefallen. Dazu kämen für Sitzungen im kleineren Kreis gegen 80 000 Franken.

Mit diesen Zahlen tritt die paritätische Kommission der Kritik von *Salz & Pfeffer* entgegen und entkräftet diese ein Stück weit. Ob die Angestellten und Unternehmen in der Gastro-Branche das rege und teure Konferenzenwesen ihrer Verbandsfunktionäre billigen wollen, kann die Branche nun anhand der Zahlen unter sich ausmachen. Dass die paritätische Kommission ihren Widerstand gegen eine Erklärung ihrer Jahresrechnung aufgegeben hat, zeigt einen neuen Trend zur Transparenz.

Die Aufsicht über die parastaatlliche GAV-Industrie hat das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Seit die *Weltwoche* in einem langjährigen Gerichtsverfahren den Zugang zu den Jahresrechnungen der paritätischen Kommissionen erstritten hat, habe das Seco seine Kontrollen verstärkt, bestätigen verschiedene Vertreter der Gastro-Branche.

Die eigenen Karten hält das Seco weiter verborgen. Boris Zürcher, der als Leiter der Direktion für Arbeit die politische Verantwortung für die GAV-Aufsicht trägt, hält einen «Schlussbericht über die Expertise zur Finanzaufsicht des Staatssekretariats für Wirtschaft bei den allgemeinverbindlich erklärten Gesamtarbeitsverträgen» unter Verschluss. Er lässt ausrichten, bis Ende Jahr werde das Seco «unter Mithilfe eines externen Partners Massnahmen zur Verstärkung der Finanzaufsicht» erörtern. ○

Wolff im Schafspelz

Die Zürcher Universitätsaffäre treibt neue Blüten: Eberhard Wolff, Ehemann von Iris Ritzmann, der wie diese an der Intrige gegen Christoph Mörgeli beteiligt war, kehrt an die Uni zurück. Und er erhält erst noch eine finanzielle Entschädigung. *Von Philipp Gut*

Mobbing gegen Arbeitskollegen wird an der Universität Zürich toleriert, ja sogar belohnt. Das ist jetzt aktenkundig. Denn Eberhard Wolff, einer der Akteure in der Intrige gegen Medizinhistoriker und SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli, kehrt an die Universität zurück. Seit vergangenem Montag bezieht er seinen Lohn als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich Populäre Kulturen des Instituts für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft.

Wolff ist der Ehemann von Iris Ritzmann, der ehemaligen Vorgesetzten Mörgelis am Medizinhistorischen Institut. Und er war Mörgelis Stellvertreter als Konservator am hauseigenen Medizinhistorischen Museum. Ritzmann ist von der Staatsanwaltschaft angeklagt worden, mehrfach das Amtsgeheimnis verletzt zu haben. Sie soll dem *Tages-Anzeiger* vertrauliche Informationen und Berichte zugespielt haben.

Im Gegensatz zu Ritzmann und Mörgeli, die beide entlassen wurden, blieb Wolff seit November 2013 freigestellt. Seinen Uni-Lohn bezog er weiter. Nun erhält Wolff gar noch eine Entschädigung auf Kosten des Steuerzahlers von Fr. 33'513.30. Hinzu kommt eine Genugtuung von 8000 Franken zuzüglich fünf Prozent Zins.

Die Uni begründet die Wiederanstellung damit, dass die Staatsanwaltschaft ein Verfahren gegen Wolff wegen Amtsgeheimnisverletzung eingestellt habe. Wie der Staatsanwalt in seiner Einstellungsverfügung vom 12. Juni 2014 schreibt, könne «ein anklagengenügender Nachweis» einer Amtsgeheimnisverletzung nicht erbracht werden. Dies im Gegensatz zu Iris Ritzmann, der «unter anderem ein intensiver Kontakt» mit dem recherchierenden Journalisten des *Tages-Anzeigers* nachgewiesen werden konnte. Ritzmann muss sich deshalb vor Gericht verantworten.

Die rein legalistische Betrachtungsweise der Uni-Leitung unter Rektor Michael Hengartner erstaunt. Der ausgebildete Volkskundler und Politologe Wolff war mindestens Mitwisser und Beihelfer der intriganten Machenschaften seiner Ehefrau, wie die Ermittlungsakten zeigen.

Wolff war, erstens, stets im Bild über die E-Mail-Kontakte seiner Ehegattin mit dem *Tages-Anzeiger*. Ritzmann legte ihre Nachrichten in einem Account mit dem Namen nugugus@bluewin.ch ab, zu dem Wolff Zugriff hatte. Zusätzlich war Wolff auch via

Blindkopie über den inkriminierenden E-Mail-Verkehr informiert. Dies belegt eine Auswertung der von der Staatsanwaltschaft beauftragten Firma Forensic Computing Services. Wolff habe «zumindest teilweise Kenntnis von der E-Mail-Kommunikation» zwischen Ritzmann und dem *Tagi* gehabt, so die Forensiker.

Beihilfe zur Vertuschung

Wolff war indes nicht bloss Mitwisser, er leistete – zweitens – auch aktiv Beihilfe zur Vertuschung der mutmasslichen Amtsgeheimnisverletzungen. Vier Tage nach der Entlassung Christoph Mörgelis durch die Universität – eine direkte Folge der Medienkampagne – wurde der verdächtige Account gelöscht. Das Ziel war erreicht, Mörgeli war eliminiert. Jetzt ging es darum, die Spuren zu vernichten.

Das tat allerdings nicht Iris Ritzmann selber, sondern ihr Gatte Eberhard Wolff. Bei dessen Einvernahme durch den Staatsanwalt vom 14. November 2012 gibt Wolff zu: «Das war ein Account, den ich gelöscht habe.»

Ansonsten verweigert Wolff in der Einvernahme jede Auskunft. Auf die Frage: «Was sagen Sie dazu, dass dieses Auflösen [des Accounts, die Red.] notabene ausgerechnet ein paar Tage nach dem Auffliegen der Affäre Mörgeli stattfand?», sagt Wolff: «Dazu möchte ich

keine Aussage machen.» Es ist seine Standardantwort. Wolff leistete nicht den geringsten Beitrag zur Aufklärung eines Delikts, das seinen Vorgesetzten Christoph Mörgeli enorm schädigte und das Amt kostete.

Schliesslich stellte die Staatsanwaltschaft im Zuge der Ermittlungen fest, dass Wolff vor und während der Pressekampagne gegen Mörgeli die stolze Zahl von acht Prepaid-Telefonanschlüssen besass. Kein normaler Mensch, auch kein Wissenschaftler der Zürcher Uni, braucht derart viele solcher Anschlüsse. Man kennt das sonst nur von Drogendealern.

«Warum hatte Ihr Ehemann 2012 nicht weniger als acht Prepaid-Telefonanschlüsse?», wollte der Staatsanwalt von Iris Ritzmann in der Einvernahme vom 5. Februar 2014 wissen. «Die Beschuldigte schmunzelt», vermerkt das Protokoll. Dann schiebt Ritzmann nach: «Das müssen Sie ihn schon selber fragen.»

Fazit: Obwohl feststeht, dass Eberhard Wolff über die intriganten Aktivitäten seiner Frau und deren mutmassliche Amtsgeheimnisverletzungen laufend informiert war und sogar aktiv mithalf, die Spuren zu verwischen, belohnen ihn der Staat und die Universität Zürich mit einer Wiederanstellung samt Entschädigung und Genugtuung. Das Signal, das die Uni aussendet, irritiert: Mobbing wird nicht nur nicht geahndet. Es wird belohnt. ○



Acht Prepaid-Telefonanschlüsse: Wolff, Ritzmann.

Die Hilfhypothese

Immer lauter warnen Klimaforscher vor der Katastrophe, allen voran jene aus der Schweiz. Denn nächstes Jahr soll sich die Staatengemeinschaft mit einem strengen Abkommen dazu verpflichten, das Klima zu schützen. Trotz des Alarms will jedoch kaum mehr jemand mitmachen. *Von Markus Schär*

Wie ein Prediger droht er mit der Apokalypse. Der weltbekannte Klimaforscher kündigt von verheerenden Dürren und zerstörerischen Unwettern, vom Aussterben der Arten und vom Abschmelzen allen Eises in Grönland, was dazu führe, dass die wichtigsten Städte der Welt im anschwellenden Meer versänken.

Thomas Stocker, Professor für Klimaphysik an der Uni Bern, tritt am Donnerstag, 4. September, zwischen 13.30 und 14.40 Uhr am Swiss Energy and Climate Summit auf: Gemeinsam mit zwei Kollegen präsentiert er gemäss Programmheft «erstmalig Auszüge aus dem im Oktober zu erwartenden Synthesebereich [des Uno-Klimarates IPCC, Anm. der Red.]». Den Entwurf zu diesem Bericht kann

derzeit nur ein kleiner Kreis von Experten einsehen, das Referat lag der *Weltwoche* nicht vor. Doch sein Inhalt und auch seine Tonlage lassen sich risikolos voraussagen.

Die Synthese fasst eigentlich nur die drei Berichte zusammen, die der Klimarat veröffentlicht hat, seit Thomas Stocker als Vorsitzender im September 2013 in Stockholm den ersten Teil zu den physikalischen Grundlagen des Klimawandels vorstellte. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse liegen alle vor, sorgfältig nach Unsicherheiten untersucht, auf Widersprüche abgeklopft und nach Bedeutung gewichtet, aber auf Drängen von Stocker auch bereits zu simplen Alarmbotschaften zugespitzt – obwohl viele Fragen offener sind denn

je. So glaubt das IPCC: Der Klimawandel seit 1950 ist mit einer Wahrscheinlichkeit von mindestens 95 Prozent, und nicht wie bisher nur von 90 Prozent, menschengemacht.

Schon bei den drei Teilberichten rüttelten vereinfachende Zusammenfassungen die Politiker auf. Trotzdem braucht es nochmals eine Synthese. Vom 1. bis zum 12. Dezember findet in Lima die nächste grosse Klimakonferenz statt, eine entscheidende: Die Delegationen samt Regierungschefs müssen die Konferenz von Paris im nächsten Jahr vorbereiten, an der alle Staaten ein Abkommen schliessen sollen, das sie zur Begrenzung ihres CO₂-Ausstosses verpflichtet – die Chance, dass es zustande kommt, strebt aber gegen null. Der Entwurf des Synthese-



Was nicht passt, wird passend gemacht.

berichts liegt derzeit zur Begutachtung bei den Regierungen. Ende Oktober feilschen die Spitzen des IPCC in Kopenhagen darum, Anfang Dezember stellen sie ihn in Lima den Politikern vor. Da sind dramatische Botschaften gefragt, um die Weltöffentlichkeit zu erwecken.

Gezielte Indiskretionen

Zur PR-Strategie gehören auch gezielte Indiskretionen. So verfügt die *New York Times*, stets verlässlich, wenn es um Klima-Alarmismus geht, bereits über den vertraulichen Entwurf. «In schonungsloserer und eindrücklicherer Sprache als die Berichte, auf denen die Synthese beruht, betont der Entwurf die Dringlichkeit der Risiken, zu denen der anhaltende Ausstoss von Treibhausgasen führt», schreibt das Weltblatt. So warne der Bericht, die globale Temperatur nähere sich bereits dem Punkt, da sich der Verlust des gewaltigen Eisschildes über Grönland nicht mehr verhindern lasse: «Das Abschmelzen würde zwar Jahrhunderte dauern, aber es liesse sich nicht mehr aufhalten und könnte, zusammen mit anderem Schmelzwasser, zu einem Anstieg des Meeresspiegels um sieben Meter führen, also zur Überschwemmung der wichtigsten Weltstädte.»

Die Autoren der Synthese, zu denen wie immer auch Umweltaktivisten gehören, müssen mit einer Apokalypse drohen, die kein Zeitgenosse erleben wird. Denn sie haben ein Problem: Ohne den Alarm der Forscher käme niemand auf die Idee, dass sich das Klima gefährlich wandelt. Die Erde heizt sich seit bald zwei Jahrzehnten kaum mehr auf, und diese «Erwärmungspause» könnte gemäss neusten Studien dreissig Jahre dauern. Die gemessenen Temperaturen liegen deshalb seit geraumer Zeit unter allen, die das IPCC in den letzten zwanzig Jahren voraussagte; zahllose Forscher mit millionenteuren Modellen haben sich blamiert.

Schon bisher zeigten die Chinesen, die Inder oder die Brasilianer keinerlei Willen, die Warnungen des Klimarates ernst zu nehmen, also ihren CO₂-Ausstoss einzuschränken. Jetzt wehren sich auch die Australier, die Kanadier oder die Japaner gegen Massnahmen, und selbst in der vorbildlichen EU warnen immer lautere Stimmen vor deren wirtschaftlich verheerenden Folgen. In den USA muss Präsident Barack Obama gar in Diktatorenmanier den Kongress ausschalten – der das weniger weit gehende Kioto-Protokoll von 1997 nicht einmal behandeln wollte –, um ein Abkommen durchzudrücken. Alle bockenden Politiker soll der Synthesebericht des IPCC gemäss *New York Times* in der Hinsicht aufschrecken, «dass das Risiko von abrupten und irreversiblen Klimaänderungen steigt».

Das Problem haben gerade auch die Schweizer Forscher, die weltweit zu den lautesten und rühmlichsten zählen: Einerseits müssen sie Studien verteidigen, die eigentlich gemäss den Grundregeln der Wissenschaft als falsifi-



«Zudiener von Politikern»: Thomas Stocker.

ziert in den Papierkorb gehörten. Andererseits müssen sie Resultate von eigenen Forschungsarbeiten herunterspielen, die ihren Dogmen widersprechen. Rechtfertigen muss sich vor allem Reto Knutti, einst Doktorand von Stocker, jetzt Professor an einem eigens für ihn geschaffenen ETH-Institut: Der weltweit führende Spezialist für Klimamodelle arbeitete als Sekundant seines Doktorvaters massgeblich am neuen IPCC-Bericht mit – dabei lag er mit seinen Prophezeiungen von stark ansteigenden Temperaturen so falsch wie alle anderen Experten. Mit einer vor zwei Wochen veröffentlichten Studie will er deshalb erklären, «warum die Klimaerwärmung Pause macht».

Erstmals, verkündete die ETH, habe Reto Knutti «alle gängigen Hypothesen gemeinsam und systematisch untersucht», weshalb sich die Erde seit 1998 kaum mehr erwärmt – was die tonangebenden Forscher übrigens bis letztes Jahr bestritten. Als Ursache finde er einerseits die Meeresströmungen El Niño (erwärmend) und La Niña (abkühlend) im Pazifik, andererseits Schwankungen in der Sonnenaktivität. Wenn man die Modelldaten um diese Naturphänomene nach unten und die Messdaten, die angeblich zu tief sind, nach oben korrigiere, «stimmen Modell und Beobachtung ausgesprochen gut überein» – nach dem bewährten Grundsatz der Klimaforscher: Was nicht passt, wird passend gemacht. Trotz Erwärmungspause gebe es deshalb keinen Anlass, «an den neusten Klimamodellen zu zweifeln».

Das bescherte dem unfehlbaren Propheten allerdings weltweit mehr Hohn als Lob.

«Offensichtlich dämmerte den Autoren nicht, dass sie mit wirklich soliden Modellen ihre Vorhersagen nicht aufgrund neuer Beobachtungen anpassen müssten», spottete der amerikanische Think-Tank Science & Environmental Policy Project. «Ungewollt beweist die Studie gerade einmal mehr, dass das IPCC falschlag, als es seine Behauptungen mit 95-prozentiger Sicherheit verkündete.» Vor allem wiesen auch andere Experten darauf hin, dass die Erwärmung oder die Abkühlung der Ozeanströmungen und die Schwankungen der Sonnenaktivität in regelmässigen Zyklen auftreten und sich deshalb über Jahrhunderte beobachten lassen – der Klimarat weigert sich aber erbittert, diesen Naturphänomenen einen nennenswerten Einfluss auf das Klima zuzugestehen.

Sonne als Klimafaktor

Dabei deuten gerade jüngste Studien von Schweizer Forschern darauf hin, wie stark dieser Einfluss sein könnte. Fortunat Joos, Professor an der Uni Bern, zeigte mit einem internationalen Forscherteam in einer umfassenden Studie, dass die Sonne zwischen 1950 und 2009, also in der Phase mit einer angeblich einzigartig schnellen Erderwärmung, so stark schien wie nie in den letzten 3000 Jahren (*Weltwoche* Nr. 33/14). Jürg Beer, Professor am ETH-Forschungsinstitut Eawag, machte bei einem Projekt mit, das die Sonnenaktivität anhand von Eis aus Grönland bis mehr als 20 000 Jahre zurück untersuchte und herausfand, dass die Sonne das Klima stark beeinflusste. Und Thomas Stocker legte schon letztes Jahr mit Berner Kollegen eine aufsehenerregende Studie vor, die den Einbruch der kleinen Eiszeit im 15. Jahrhundert mit Sonnenaktivität, Vulkanausbrüchen und Ozeanströmungen erklärte. Sowohl die mittelalterliche Warmphase wie die Kleine Eis-

Echt
DEVON[®]
Juwelen & Uhren
Rennweg 18
8001 Zürich
www.devon.ch +41 44 222 00 55
© DESIGN DEVON UELI KÜNG

Wo, bitte, ist das Problem?

Wie können wir den Klimawandel verhindern? Das wurde in der kühlen letzten Augustwoche in zwei grossen Konferenzen gefragt.



Leben erhellen: IPCC-Chef Pachauri.

Die Katastrophe kommt, das steht für die Teilnehmenden der Tagung an der Uni Bern fest. «Anpassung an den Klimawandel» heisst das Thema des Symposiums, zu dem das Klimaforum der Akademie der Naturwissenschaften, das Bundesamt für Umwelt und Meteo Schweiz eingeladen haben. Es geht auch nicht darum, wie sich die Bevölkerung mit Lawinerverbauungen oder Hochwasservorsorge vor den (angeblichen) Folgen der Klimaerwärmung schützen liesse. Für die Teilnehmenden, die von der Soziologin bis zum Theologen grossenteils aus den Geisteswissenschaften kommen, stellt sich nur noch die Frage: Wie lässt sich bei den Leuten ein Problembewusstsein schaffen, damit sie einer strengen Klimapolitik zustimmen?

«Trotz der Unsicherheiten muss entschieden werden», fordert die ETH-Ökonomin Renate Schubert. Aber was, wenn die Probleme fehlen? Der ETH-Ethiker (auch das gibt es jetzt) Ivo Wallimann-Helmer denkt über den Verlust von nicht substituierbaren Gütern nach, kann aber keines in der Schweiz nennen, das in den nächsten dreissig Jahren durch den Klimawandel bedroht ist. Und der Cheflobbyist von Swiss Re, David Bresch, stellt fest: «Ich sehe nicht viele auf dieser Welt, die besser

und schneller unterwegs sind als wir Schweizer.» Kurz: Wir haben das Problem im Griff.

Warum also die Panikmache? Auch das erklärt der Vertreter der Rückversicherung, der überall dabei sitzt, wo in der Schweiz Klimapolitik gemacht wird: «Wir verkaufen eigentlich nur Unsicherheit. Wenn unsere Kunden die Risiken verstehen, kaufen sie die besseren Produkte, sind also bereit, mehr Geld auf den Tisch zu legen.»

Katechismus des Klimarats

Wenn es schon in der Schweiz kaum ein Problem gibt, so doch wenigstens rund um den Globus, vor allem in den ärmsten Ländern. Die Schweizer Entwicklungszusammenarbeit in der Sinnkrise setzt voll darauf. Die Klimakatastrophe dient deshalb auch als Thema für ihre Jahreskonferenz in Genf. Und die Redner beten eifrig den Katechismus des Klimarates IPCC herunter.

«Wir erleben den Klimawandel täglich», behauptet der Genfer Bürgermeister Sami Kanaan an diesem kalten Spätsommertag. Wirbelstürme, Hitzewellen und Überschwemmungen nähmen schon jetzt gefährlich zu, beteuert Staatssekretär Yves Rossier – dabei kam der Klimarat in einem Spezialbericht vor zwei Jahren zu keinen klaren Aussagen. Und jedes Problem mit Projekten in Tansania oder Indien, zu viel oder zu wenig Regen, Dürre oder Frost, Krankheiten oder Schädlinge, erklärt sich mit dem Klimawandel. Nur beiläufig erwähnt eine Expertin, dass Tansania beim Mais einen Fünftel des Ertrags von China erzielt und dass vierzig Prozent der Ernte verlorengehen.

Zu einem grossen Auftritt kommt schliesslich der indische IPCC-Chef Rajendra Pachauri, dessen privatem Institut Teri die Schweizer schon Millionen bezahlt haben. Er warnt vor Naturkatastrophen, Seuchenzügen und Ernteeinbussen, die bis Ende des Jahrhunderts drohen. Und er preist das *thinking out of the box*, so das Projekt «Lighting a Billion Lives» (eine Milliarde Leben erhellen) seines wohlsubventionierten Instituts: In bisher 3000 Dörfern in Indien und Afrika verteilen Frauen vor dem Einbruch der Nacht Solarfunzeln in alle Haushalte. Dann geht der Klimafunktionär ab zum nahen Flughafen: Er jettet zum nächsten Ziel auf seiner Mission.

Markus Schär

zeit leugnete das IPCC übrigens bis vor zehn Jahren – der Verantwortliche, der amerikanische Forscher Michael Mann, zerrt derzeit seine Kritiker vor Gericht.

Die Wissenschaftler stellen Hypothesen auf, überprüfen sie und verwerfen sie, wenn sie sich mit den Beobachtungen nicht bestätigen lassen: Als (vorläufige) Wahrheit gilt nur, was alle Widerlegungsversuche übersteht. Die Klimaforscher dagegen arbeiten seit einem Vierteljahrhundert daran, mit allen Mitteln ihre Theorie zu beweisen. Wenn sie dabei scheitern, denken sie sich – wie Reto Knutti – flugs eine neue Hilfshypothese aus. Denn dass ihre Theorie nicht stimmen könnte, darf nicht sein und kann deshalb nicht sein.

«Hätte das Holz gar nicht finden dürfen»

Umso gereizter geben sich die Klimaforscher, wenn einer aus ihrer Gemeinschaft die Glaubenssätze in Frage stellt. So führte der *Bund* im Juni ein Gespräch mit dem Berner Geologen Christian Schlüchter, der mit Holzfunden nachwies, dass vor Jahrtausenden in den Alpen Wälder wuchsen, wo es heute noch Gletscher gibt. «Ich hätte das Holz gar nicht finden dürfen», sagt der emeritierte Professor; die Kollegen ächteten ihn wegen seiner Zweifel an ihrer Theorie. Umso lauter äussert sie Christian Schlüchter jetzt: «Viele Naturwissenschaftler sind heute Zuhörer von Politikern, aber nicht

«Man kann viel Geld machen, wenn man den Teufel an die Wand malt.»

mehr Naturwissenschaftler, denen es um neues Wissen und um Daten geht.» Und er spottete über die Warnungen des Klimarates: «Die Erfindung des Teufels war die grandioseste Erfindung, die die Menschheit je gemacht hat. Man kann viel Geld machen, wenn man ihn an die Wand malt.»

Die Betroffenen heulten auf. «Es gibt eine einfache quantitative Erklärung für den weltweit dokumentierten Gletscherschwund», hämmerte Thomas Stocker dem Gletscherfachmann in einer Entgegnung ein: «den vom Menschen verursachten Klimawandel, also den Anstieg der CO₂-Konzentrationen, die zur Erwärmung führen.» Christian Schlüchter verschweige, dass der menschengemachte Klimawandel mehrere Jahrhunderte dauere und zu irreversiblen Änderungen führe. «Das leistet der Verharmlosung des globalen Klimawandels und seiner regionalen Auswirkungen Vorschub. Gerade von Wissenschaftlern erwartet die Öffentlichkeit fundierte und verlässliche Informationen, inklusive der dazugehörigen Unsicherheiten.»

Daran wird sich Thomas Stocker bei seinem Auftritt am Swiss Energy and Climate Summit in Bern selbstverständlich halten. ○

Europa einfach

Monika Rühl ist die neue Direktorin des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse. In einer ihrer ersten Amtshandlungen erklärte sie die Rettung der Personenfreizügigkeit zur «Top-Priorität». Das überrascht selbst Bekannte der früheren Handelsdiplomatin. Von Florian Schwab

«Ist die SVP eine Wirtschaftspartei?»

«Ja.»

«Gibt es denn überhaupt eine Wirtschaftspartei?»

«Ja.»

«Welche wäre das?»

«Ich zähle stark auf die FDP und auf die CVP.»

Dieser interessante Dialog entstammt dem ersten Medienauftritt, den Monika Rühl in ihrem neuen Amt als Economiesuisse-Direktorin absolvierte. Und zwar im «Tagesgespräch» auf SRF 1. Zugegeben: Die Spielregeln waren so definiert, dass die Antworten möglichst kurz und prägnant ausfallen sollten, wo immer möglich mit Ja oder Nein. Dennoch lässt aufhorchen, dass Rühl gerade zu Beginn ihrer Amtszeit die wählerstärkste Partei des Landes irritiert. «Völlig unnötig», wundert sich der Direktor eines anderen Wirtschaftsverbands. Die neue Economiesuisse-Chefin versteife sich auf den falschen Gegner, findet man bei der SVP.

Sieht man sich die weiteren Einlassungen der neuen Wirtschaftsfrontfrau an, dann wird rasch klar, woher der raue Wind weht: Monika Rühl hat sich der Mission verschrieben, die Bilateralen mit der EU zu retten.

In demselben Radiogespräch bekennt sie: «Top-Priorität ist die Europapolitik.» Es gehe darum, «die Personenfreizügigkeit aufrecht zu halten». Die Bilateralen dominieren auch Rühls Interview in der Samstagausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung*, zu dem sie gleich drei Wirtschaftsredaktoren empfing: «Wir wollen eine Lösung, die es uns erlaubt, die bilateralen Abkommen zu retten.» Und weiter: «Das Verhältnis der Schweiz zur EU ist die Kernfrage, die es rasch zu lösen gilt. Das wussten wir schon vor dem Auftritt von Herrn Blocher.»

Sichtbare Akzente bis Ende Jahr

Die Fixierung auf das Europa-Thema kommt nicht bei allen Wirtschaftsleuten gut an. So richtig begeistert gab sich am «Tag der Wirtschaft» von vergangener Freitag vor allem Rolf Soiron, der für die Auswahl der neuen Direktorin mitverantwortlich war. Ihre Rede sei «fantastisch» gewesen.

Kritischer sehen es andere Besucher des Anlasses. Offen kritisieren mag niemand die neue Direktorin, schliesslich habe jeder eine Chance verdient. Rühl selbst möchte «bis Ende Jahr» sichtbare Akzente setzen. Verwundert wird von etlichen Wirtschaftsführern zur Kenntnis genommen, dass andere Themen, die der Wirtschaft unter den Nägeln brennen, in Rühls

Auftritten kaum eine Rolle spielen. Die wirtschaftliche Abkühlung? Kein Wort dazu. Die wieder aufflammende Sorge um den Euro? Offenbar unwichtig. Ganz allgemein die wachsende Bürokratie, welche in wirtschaftlich guten Zeiten verkraftbar sein mag, aber in einer Tiefphase zur Sorge Anlass gibt? Nicht Rühls Priorität.

Gegenüber der *Weltwoche* stellt die neue Economiesuisse-Direktorin klar, dass die Europapolitik zu den vier Schwerpunkten im «wirtschaftspolitischen Referenzrahmen» des Dachverbands gehöre. Entlang deren werde sie sich bewegen. Zudem sei derzeit die Debatte um eine eventuelle Verhandlung mit der Europäischen Union im Gang, und man erwarte dazu eine Haltung von Economiesuisse. Ihr Bekenntnis zur Personenfreizügigkeit relativiert Rühl: Es sei klar, dass nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative die Personenfreizügigkeit nicht einfach weiterlaufen könne. «Gefragt ist eine wirtschaftsfreundliche Umsetzung nahe am Freizügigkeitsabkommen.» Zu diesem Thema möchte Economiesuisse bis Ende Jahr einen Schulterchluss der Schweizer Wirtschaft erreichen. Und ja: Selbstverständlich sei ein «schlanker und effizienter Staat» ein Thema, das ihr wichtig sei.

Trotz dieser Relativierungen: Mit den öffentlichen Festlegungen betreffend SVP und

Bilateralen hat Monika Rühl eine kühne Offensivstrategie gewählt. Langjährige Beobachter der ehemaligen Diplomatin sind überrascht: Eher vorsichtig habe sie früher gewirkt, sagen mehrere Teilnehmer von Wirtschaftsdelegationen. Sie haben Monika Rühl in ihrer Zeit als persönliche Mitarbeiterin von Wirtschaftsminister Joseph Deiss (CVP) und als Handelsdiplomatin im Rang einer Botschafterin beim Seco erlebt.

Kein Streitgespräch mit Blocher

Im eigenen Haus möchte man die kommunikativen Offensiven von Monika Rühl offenbar etwas entschleunigen. Nachdem Präsident Heinz Karrer ferienbedingt nicht an einem Fernsehstreitgespräch mit Christoph Blocher (SVP) zu den Bilateralen teilnehmen kann, erwarten manche bereits ein Duell Rühl-Blocher. Daraus wird vorderhand nichts: Economiesuisse hat entschieden, dass anstelle von Karrer nicht Rühl an der Diskussion teilnehmen werde, sondern ein Kollege Karrers aus dem Präsidium. Ist Economiesuisse der Mut der neuen Direktorin unheimlich geworden? Oder wollen Präsident Karrer, Vizepräsident Hans Hess und Economiesuisse-Doyen Rolf Soiron der in politischen Konfrontationen noch ungeübten Monika Rühl das Stahlbad einer Debatte mit Blocher ersparen? ○



Kühne Offensivstrategie: Economiesuisse-Direktorin Rühl.

Liberallala im Bundeshaus

Die FDP kämpft für Eigeninitiative und Wettbewerb sowie gegen Bevormundung und Überregulierung. So steht es in Parteiprogramm und Positionspapieren. Aber im Parlament entscheiden die Freisinnigen häufig für mehr Bürokratie und höhere Steuern. Von Christian Mundt

Am Samstag, 13. September, werden mehr als 800 Mitglieder der «FDP. Die Liberalen» in Zug zusammenkommen, um am «Tag der FDP» den Wahlkampf für die Nationalratswahlen im nächsten Jahr zu starten. Treffpunkt ist das Stierenmarktareal, wo seit 1898 der Stierenmarkt durchgeführt wird. Auch in der Woche vor dem FDP-Anlass werden wieder Jungtiere aus der ganzen Schweiz und dem Ausland gezeigt und gekauft. Wenn sich Landwirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann und sein Bundesratskollege Didier Burkhalter mit der Parteibasis in der Fotoecke ablichten lassen, wird davon nichts mehr zu sehen sein. Mit einem gemeinsamen Mittagessen und Ansprachen zur Zukunftsstrategie der Partei unter dem Titel «Freiheit, Gemeinsinn und Fortschritt» soll der Zusammenhalt unter den Freisinnigen zelebriert werden.

Mit dieser Strategie will die Partei, die den heutigen Bundesstaat in seiner Aufbauphase wesentlich geprägt hat, das «Erfolgsmodell Schweiz» auf Kurs halten. Wie ernst es der Partei mit diesen Begriffen wirklich ist, muss in Anbetracht der Tatsache, dass lediglich «Freiheit» in der noch im Juli aktualisierten Broschüre «Werte, Geschichte und Organisation der Partei» wiederzufinden ist, als fraglich gelten. Ebenso, wie die Partei diesen Werten nachzuleben gedenkt. Zwar müsse die Schweiz die Freiheit bewahren und ausbauen, fordert die FDP auf ihrer Website. Doch gerade die FDP-Vertreter in den eidgenössischen Räten helfen regelmässig mit, wenn es darum geht, die Freiheit der Bürger mit neuen Abgaben, Gesetzen oder Vorschriften einzuschränken, wie ein Blick auf die Abstimmungsergebnisse während der laufenden Legislatur, also seit 2011, zeigt. Immer wieder drücken sie für antifreiheitliche Anliegen – strengere, die Freiheit einschränkende Gesetze, Subventionen oder sonstige Partikularinteressen – auf den Abstimmungsknopf.

Ein gutes Beispiel dafür ist das Geschäft mit der Nummer 12.485, die Verlängerung des Mehrwertsteuer-Sondersatzes für die Hotellerie. Zwar ist die FDP als Vorkämpferin für einen Einheitssatz bei der Mehrwertsteuer bekannt. Ihr ehemaliger Finanzminister Hans-Rudolf Merz hatte eine Vorlage ausgearbeitet, die dann vom Parlament abgelehnt wurde. Mit Einheitssatz und ohne Ausnahmen wollte Merz das heute komplizierte und bürokratische System vereinfachen. Mit dem Argument, keine weiteren Ausnahmen zu

machen, lehnt die FDP die Initiative von Gastrosuisse ab, über die am 28. September abgestimmt wird und die fordert, dass fürs Essen im Restaurant der gleiche Mehrwertsteuersatz gilt wie fürs Essen am Take-away-Stand.

Nur der Einheitssatz könne die Probleme nachhaltig lösen, so die FDP. Die Gastro-Initiative würde lediglich eine Branche einseitig bevorzugen. Kein Problem mit der einseitigen Bevorzugung einer Branche hatten die Liberalen aber, als es um die Hoteliers ging: 26 der 30 Mitglieder der FDP-Nationalratsfraktion stimmten im April 2013 für die erwähnte Verlängerung des Sondersatzes.

Eine kurze Halbwertszeit scheinen die FDP-Positionen in Energiefragen zu haben. In ihrem Positionspapier zu den Wahlen 2011, das nach dem Erdbeben und dem Reaktorunfall in Japan verfasst worden war, sagte die FDP «Nein zu neuen Subventionen und neuen Lenkungsabgaben». Weiter sei «das System der kostendeckenden Einspeisevergütung (KEV) zu reformieren». Nicht einmal zwei Jahre später stimmte dann die Mehrheit der gewählten FDP-Fraktionsmitglieder für einen Ausbau der KEV-Subventionen um 300 Millionen Franken pro Jahr und eine Erhöhung der Lenkungsabgabe um 1,5 Rappen.

Kompass in Richtung Einschränkung

Zwischendurch scheinen die Liberalen ihre Herkunft auch vollends zu vergessen. Etwa dann, wenn sie die Motion 11.3137 mit dem Titel «Keine vollständige Liberalisierung des Abfallmarktes für Gewerbebehrich» unterstützen. Urheber des Vorstosses, der eine Liberalisierung verhindern will, ist Kurt Fluri, ge-

mäss Parteihelfer ebenfalls ein Liberaler. Der Stadtpräsident von Solothurn verlangte vom Bundesrat, «sicherzustellen, dass die Zuständigkeit für die Sammlung und Verwertung von Gewerbebehrich für Klein- und Mittelbetriebe bei den Kantonen respektive Gemeinden bleibt», und wurde von 20 der 25 anwesenden FDP-Vertretern unterstützt.

Insbesondere in Verkehrsfragen scheint ihr Kompass die Freisinnigen vermehrt in Richtung Einschränkung und Bevormundung als in Richtung Freiheit zu weisen. So stimmte die liberale Fraktion grossmehrheitlich den massiven Verschärfungen des Strassenverkehrsgesetzes «Via sicura» zu. Diese

Was in Deutschland erlaubt ist, ist nach Ansicht der Freisinnigen ein Verbrechen.

sehen beispielsweise vor, dass jeder Verkehrsteilnehmer, der auf der Autobahn schneller als 200 Kilometer pro Stunde fährt, mit einer Freiheitsstrafe zwischen einem und vier Jahren bestraft wird – unabhängig von Verkehrs- und Witterungsbedingungen, ohne Rücksicht darauf, ob etwas passiert ist, einzig aufgrund der Geschwindigkeit. Was in Deutschland erlaubt ist und täglich auch von zahlreichen Schweizern gemacht wird – mit 200 Stundenkilometern über eine leere Autobahn zu fahren –, ist nach Ansicht der Freisinnigen ein Verbrechen. Eine schnelle Autobahnfahrt, die im nahen Ausland legal ist, wird damit in der Schweiz gleich geahndet wie die ungetreue Geschäftsführung mit der Absicht, sich unrechtmässig zu bereichern, was eine Freiheitsstrafe zwischen einem und fünf Jahren nach sich ziehen kann. Oder wie Totschlag oder Vergewaltigung. Beide Verbrechen haben wie die Autobahnfahrt die gleiche Mindeststrafe von einem Jahr zur Folge (wobei in beiden Fällen die Maximalstrafe zehn Jahre beträgt).

Die FDP fordert ein «verursachergerechtes System zur Finanzierung der Infrastruktur» und verlangt, dass «Transferzahlungen von Erträgen aus der Mineralölbesteuerung und der Strassenbenützung zugunsten des Schienenverkehrs nicht weiter erhöht werden». Diese liberalen Positionen hielten die Freisinnigen jedoch nicht davon ab, dem Bahninfrastrukturfonds Fabi zuzustimmen, der einerseits die Transferzahlungen von der Strasse zur Schiene zementiert und andererseits mit-





Leistung besteuern: FDP-Parteipräsident Philipp Müller und Fraktionspräsidentin Gabi Huber.

tels höherer Steuern die Bahnfahrer weiter subventioniert.

Die Freisinnigen stellen sich zwar nicht gegen den Strassenverkehr und fordern beispielsweise eine schnellere Realisation von Strassenprojekten. Um diese zu finanzieren, setzten sie sich aber für die Erhöhung der Autobahnvignette ein – anstatt für eine Reduktion der angeprangerten Transferzahlungen. Und weil die Freisinnigen die Verlagerung des Güterverkehrs von der Strasse auf die Schiene befürworten, öffnen sie gerne den Subventionstopf. So sprach die Fraktion 990 Millionen Franken zum Ausbau des sogenannten 4-Meter-Korridors. 710 Millionen Franken werden in der Schweiz und 280 Millionen Franken in Italien dafür eingesetzt, Tunnel auszubauen und Brücken so zu erhöhen, dass auch vier Meter hohe Lastwagen huckepack auf der Schiene unten durch passen.

Löhne zwischen 126 000 und 315 000 Franken werden von der Arbeitslosenversicherung zwar nicht mehr versichert. Trotzdem wird auf Löhnen dieser Höhe ein sogenanntes Solidaritätsprozent erhoben, um die Schulden der Arbeitslosenversicherung schneller abzubauen.

Wenn der Mut fehlt

Ein Wert der Freisinnigen Partei ist die Verantwortung gegenüber der Mit- und Nachwelt. Diese Verantwortung beinhaltet für die Freisinnigen offensichtlich auch, die Leistungsbereiten im Land unbeschränkt zu besteuern: Der Deplafonierung des Solidaritätsprozents stimmten jedenfalls 22 Freisinnige zu, nur zwei lehnten die Ausdehnung des staatlichen Zugriffs auf die höheren Einkommen ab, zwei enthielten sich. Auch dank den Freisinnigen wird das Solidaritätsprozent nun unbe-

schränkt selbst auf Löhne über 315 000 Franken fällig und ist damit nichts anderes als eine weitere Steuererhöhung für die Gutverdiener in der Schweiz.

Die FDP und ihre Vertreter sprechen gerne vom «Erfolgsmodell Schweiz». Dass die Schweiz wirtschaftlich erfolgreich unterwegs ist, liegt auch am Einsatz der FDP, die sich für «mehr Freiheit und weniger Staat» eingesetzt hat. Die in der Schweiz stetig wachsende Staatsquote, immer neue und schärfere Gesetze sowie steigende Abgaben, Steuern und Gebühren bedrohen dieses «Erfolgsmodell» jedoch zusehends. Leider fehlt der FDP derzeit der Mut, dieses «Erfolgsmodell» mit einer konsequent liberalen Politik zu verteidigen. Einer liberalen und freiheitlichen Schweiz wäre darum schon viel geholfen, wenn sich die FDP an ihre Grundwerte und ihr Parteiprogramm halten würde. ○



«Sprache der Stärke»: Petro Poroschenko (M.).

Der Schokoladenbomber

Der ukrainische Präsident Petro Poroschenko lässt sich vom Westen als demokratischer Landesvater hofieren. Doch seine politische Laufbahn ist geprägt von Korruption – seine Kriegsführung im Osten des Landes von Rücksichtslosigkeit. *Von Wolfgang Koydl*

Wahrscheinlich ist es das Produkt, das der Mann herstellt: Was gibt es Harmloseres als Schokolade? Jeder liebt sie, jeder isst sie, und hat die Wissenschaft nicht bewiesen, dass sie Glückshormone freisetzt? Ergo: Wer Schokolade herstellt, kann kein schlechter Mensch sein. Und so schwimmt Petro Poroschenko auf einer Grundströmung von Sympathie, als sei's ein Fluss duftender Couverture. Schokoladenkönig nennen sie den ukrainischen Präsidenten in den ausländischen Medien gern. Das klingt nach gütigem Landesvater: liebenswert, jovial,

ein bisschen korpulent – wohl, weil er halt sein eigener bester Kunde ist. Ein leibhafter Willy Wonka mit gigantischer Schokoladenfabrik.

Die gerührten Beobachter übersehen freilich, dass Willy Wonka aus dem berühmten Kinderbuch «Charlie and the Chocolate Factory» gar nicht nett, sondern eigentlich ziemlich böse und grausam war. Auch bei Poroschenko verbirgt sich hinter dem sorgsam gepflegten Bild des tapsigen Bären ein Machtmensch, der immer nur ein Ziel unverrückt im Blick hatte: seinen persönlichen Vorteil. «Poroschenko hat

keine Vision von der Entwicklung der Ukraine», befand schon vor zwei Jahren eine ukrainische Studie. «Ideologie ist zweitrangig, an erster Stelle steht die Macht.»

Krieg gegen das eigene Volk

Die ganze Welt zeigt mit dem Finger auf den Kriegstreiber Wladimir Putin, der aus dem Hintergrund die Separatisten führt. Doch es ist Poroschenko, der Krieg gegen sein eigenes Volk führt. Glaubt er wirklich, dass die russische Bevölkerung in Charkow, Donezk oder Luhansk



Und Poroschenko liess Waffen sprechen. Ukrainische Truppen kesselten Städte ein und feuerten mit Raketen und Granaten auch in Wohngebiete. Durchaus denkbar, dass dabei sogar ein Produkt aus einer von Poroschenkos Firmen zum Einsatz kommt, schliesslich produziert er nicht nur Pralinen. Der automatische Granatwerfer vom Typ UAG-40 etwa ist ein Verkaufsschlager der Rüstungsschmiede Leninska Kuznya, die zum Mischkonzern Ukrprominvest des Oligarchen zählt. Mit einer Reichweite von 2000 Metern durchdringen dessen Geschosse laut Eigenwerbung «leicht verstärkte Unterstände». Wohnhäuser beispielsweise.

Erinnerungen an Leningrad

Noch schlimmer als der Beschuss ist die Abriegelung der Bewohner von der Aussenwelt. In Donezk, einer modernen europäischen Grossstadt von der Grösse Brüssels, werden Lebensmittel und Wasser für jene Menschen knapp, denen nicht rechtzeitig die Flucht gelang. Die Stromversorgung, die Abwasserreinigung, die

«Poroschenko hat keine Vision von der Entwicklung der Ukraine. An erster Stelle steht die Macht.»

gesamte Infrastruktur liegt am Boden. Es ist kein Wunder, dass diese Art der Kriegsführung Kremldchef Putin an die Belagerung Leningrads durch die deutsche Wehrmacht erinnert. Seine Eltern durchlitten diesen Horror, ein älterer Bruder starb.

Doch Poroschenko wird nicht als Kriegsherr angesehen, selbst wenn er in voller Kampfmontur auf Schützenpanzer klettert und Salven aus einem Maschinengewehr abfeuert. Wer ist dieser Mann, der scheinbar aus dem Nichts auftauchte und gleich im ersten Wahlgang souverän das Präsidentenamt errang? Während der unruhigen Monate des «Euromaidan» hatte kaum jemand von dem Industriellen gehört. Die Volkstribunen der Demonstranten in Kiew waren der Boxer Witali Klitschko und die inhaftierte Ex-Regierungschefin Julia Timoschenko. «Er war eigentlich für nichts bekannt», wunderte sich der unabhängige ukrainische Politanalyst Iwan Losowy. «Er hat nichts Bedeutsames getan.»

Doch in westlichen Staatskanzleien kannte man Poroschenko schon lange – und hatte ihn im Visier als den Mann, der am besten die westlichen Interessen in der Ukraine vertreten könnte. Jahrelang arbeitete Poroschenko an seinem Image als prowestlicher, liberaler Unternehmer. Ein wichtiges Vehikel war dabei seine Stiftung, die gemeinsam mit ausländischen Organisationen Konferenzen und Tagungen ausrichtete. «Damit sicherte er sich das Image eines liberalen Politikers, der auf derselben Wellenlänge wie die Europäer liegt», schrieb der ukrainische Journalist Andriy Skumin schon vor

zwei Jahren. Sorgfältig habe er darauf geachtet, nie eine Änderung der bestehenden Machtverhältnisse zu thematisieren: Die Vorherrschaft der Oligarchen durfte nicht gebrochen werden. In der Politik mischte Poroschenko seit 1998 mit, nachdem er das Fundament für sein Firmenimperium und seine Finanzkraft gelegt hatte. Er begann in den wilden Umbruchjahren nach dem Ende der Sowjetunion mit dem Handel mit Kakaobohnen – und endete mit einem Schokoladenimperium und einem vielfach vernetzten Mischkonzern. Das US-Magazin *Forbes* schätzt Poroschenkos Vermögen auf 1,6 Milliarden Dollar.

Seit seinem Einstieg in die Politik gab es fast kein Parlament und keine Regierung in Kiew, an denen Poroschenko nicht auf die eine oder andere Weise beteiligt gewesen wäre. Auf die Reinheit einer ideologischen Lehre kam es ihm dabei nicht an. Er verstand sich mit allen, er tat sich mit jedem zusammen. Wohlmeinende Beobachter sprachen von grosser politischer Flexibilität, weniger nachsichtige Zeitgenossen nannten es Opportunismus, man kann aber auch von Prinzipienlosigkeit sprechen.

Am Anfang stand er an der Seite von Leonid Kutschma. Er gehörte noch dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Ukraine an, führte sein Land dann aber – zunächst als Premierminister und dann als Präsident – in die Unabhängigkeit. Schon bald aber brach Poroschenko mit ihm und schloss sich dem Oppositionsbündnis «Unsere Ukraine» des späteren, prowestlichen Staatspräsidenten Wiktor Juschtschenko an. Er finanzierte zudem dessen «Orangene Revolution» mit grosszügigen Zuwendungen.

Der Unternehmer zog ins Parlament ein, wo der Neuling gleich den Vorsitz des einflussreichen Haushaltsausschusses übernahm. Bald

bereit sein wird, jemals wieder in einem Land zusammen mit Ukrainern leben zu wollen? Wenn der Osten des Landes verlorengeht, dann ist dies auch seine Schuld.

Gleich unmittelbar nach seinem Amtsantritt im Frühsommer hatte der neue Präsident die sogenannte Antiterror-Operation in der Ostukraine hochgeschraubt. Schon vor seiner Wahl hatte er keinen Hehl aus seinen Überzeugungen gemacht: «Diese Leute», meinte er bei seinem Vorstellungsbuch bei Kanzlerin Angela Merkel in Berlin Anfang Mai über die prorussischen Separatisten, «verstehen weder die deutsche, noch die ukrainische, noch die russische Sprache, sie verstehen nur die Sprache der Stärke.» Und als neunzehn ukrainische Soldaten bei einem Raketenangriff getötet wurden, schwor er blutrünstig Rache: «Die Rebellen werden mit Hunderten von Menschenleben für jeden Einzelnen unserer Soldaten bezahlen.»

Zeitung der KMU-Wirtschaft

● **SwissSkills 2014**
1000 Kandidaten
sind gerüstet!

● **KMU aktuell**
Neues sgV-Gewerbe-TV

Gastro-MWSt-Debatte -
Konsumentenpolitik.
Freitag, 12. Sept., 21 Uhr



www.gewerbezeitung.ch

wurden Vorwürfe laut, dass er in dieser Funktion 47 Millionen Hrywnia – umgerechnet 9 Millionen Franken – «verlegt» haben soll. Die Steuerbehörden, fraglos angestiftet von der Regierung, begannen sich für Poroschenkos Finanzen zu interessieren. Das Überleben seiner Firma stand auf der Kippe. Erst mit dem Wahlsieg Juschtschenkos 2005 konnte der Oligarch aufatmen. Der neue Präsident übernahm nicht nur die Patenschaft für die Zwillingstochter Poroschenkos, sondern machte ihn zum Vorsitzenden des mächtigen Nationalen Sicherheits- und Verteidigungsrates.

Die USA liessen kaum ein gutes Haar an ihm, wie eine Auswertung von Wikileaks-Dokumenten ergab.

Doch schon bald gab es erneut Korruptionsvorwürfe, die zur Entlassung Poroschenkos aus dem Kabinett führten. Aus dieser Zeit stammt die erbitterte Feindschaft zwischen ihm und Julia Timoschenko. Sie war es, welche die Anschuldigungen erhob. Ein Verfahren wegen Amtsmissbrauchs gegen Poroschenko wurde eingestellt – nachdem der federführende Staatsanwalt von Staatspräsident Juschtschenko entlassen worden war, weil er sich geweigert habe, die Untersuchungen gegen den Schokoladenfabrikanten fallenzulassen.

Nach einer Auszeit bei der ukrainischen Nationalbank ernannte Juschtschenko seinen Freund 2009 zum Aussenminister. Spätestens zu diesem Zeitpunkt tauchte Poroschenko auf dem Radar der Vereinigten Staaten auf – und die liessen kaum ein gutes Haar an ihm, wie eine Auswertung von Wikileaks-Dokumenten ergab. US-Botschafter John Herbst nannte ihn einen «diskreditierten Oligarchen», sein Nachfolger William Taylor hielt ihn für einen «zutiefst unpopulären Politiker», der sich seinen Einfluss lediglich erkaufte. Und immer wieder tauchten im Zusammenhang mit seinem Namen «glaubwürdige Korruptionsvorwürfe» auf. Beweise wurden nie gefunden, dennoch ist sich der ukrainische Analytiker Losowy sicher, dass sich auch Poroschenko seinen Platz an der Macht erkaufte: Denn «so funktioniert das in der Ukraine».

Nach nur sechs Monaten verlor Poroschenko sein Amt als Aussenminister – nur um zwei Jahre später als Handelsminister wiederzukehren: Unter dem neuen Staatschef Wiktor Janukowitsch, dem politischen Erzfeind Juschtschenkos. Später versuchte er den neuerlichen Seitenwechsel damit zu rechtfertigen, dass er nur deshalb ins Kabinett des verhassten Präsidenten eingetreten sei, um auf die Freilassung der inhaftierten Julia Timoschenko hinwirken zu können. Kaum je-

mand freilich nahm ihm ab, dass ihm das Schicksal seiner Intimfeindin derart am Herzen lag.

Geldgeber der Maidan-Demonstranten

Als der Wind abermals drehte und dem pro-russischen Janukowitsch entgegenblies, fand man Poroschenko erneut auf der Gegenseite – als Geldgeber der Demonstranten auf Kiew's Maidan. Wichtiger noch als Geld waren die Sendungen, die sein Fernsehsender 5 Kanal ausstrahlte. «Bevor wir zu senden begannen, waren nur 2000 Menschen auf dem Platz», brüstete sich Poroschenko später. «Aber in dieser Nacht kamen die Leute zu Fuss – sieben, acht, neun, zehn Kilometer weit ... Nach vier Stunden waren fast 30 000 Menschen dort.»

Die Maidan-Bewegung ist mittlerweile auf Distanz zu Poroschenko gegangen, wenn sie ihm überhaupt jemals wirklich Sympathien entgegenbrachte. Sie sah in ihm auch nur ein Mitglied jener Oligarchenkaste, welche die Ukraine in den vergangenen zwanzig Jahren ausgeplündert und von einer politischen Katastrophe in die nächste geführt hatte. Auch als Präsident tat er wenig, um diesen Eindruck zu entkräften. Trotz seines Versprechens entledigte er sich nicht seiner Unternehmen, und zu seinem Stabschef ernannte er einen zwielichtigen Geschäftsmann. In Kiew bleibt alles beim Alten. ○

RADIO TOP
HÖRERPARTY

12. SEPTEMBER 2014
SALZHAUS WINTERTHUR

MIT MARC SWAY
DJ TATANA
UND SPECIAL GUESTS

RADIO TOP HÖREN
UND TICKETS
EXKLUSIV GEWINNEN!

WWW.TOPONLINE.CH

#RADIOTOP30

30
JAHRE RADIO

Wowereits Vermächtnis

Von Thilo Sarrazin — Klaus Wowereits dreizehnjährige Amtszeit als Bürgermeister war eine Periode des Übergangs. Dank ihm ist Berlin heute eine spannende Stadt mit Perspektiven.



Am 26. August erklärte Klaus Wowereit, Regierender Bürgermeister von Berlin, den Rücktritt von seinem Amt zum 11. Dezember 2014. In der Hauptstadt-presse verdrängte diese Nachricht für

drei Tage die neuesten Meldungen über russische Soldaten in der Ukraine und die Gräueltaten der Gotteskrieger am Euphrat auf die hinteren Plätze.

Wowereits Glanz in den Meinungsumfragen war seit zwei Jahren mit der mehrfachen Verschiebung des Eröffnungstermins für den neuen Flughafen verblasst. Am Ende rangierte er in den Beliebtheitswerten ganz hinten unter den Berliner Landespolitikern. Niemand glaubte, dass er im Jahr 2016 noch eine Abgeordnetenhauswahl gewinnen könnte, und einen neuen Termin für die Flughafeneröffnung gab es auch nicht. Er geht so rechtzeitig, dass ein Nachfolger noch eigenes Profil gewinnen kann, aber viel später hätte es auch nicht sein dürfen.

Im Positiven wie im Negativen liess Wowereit nur wenige, die ihn erlebten, gänzlich kalt. Das zeigt noch das Medienecho zu seinem Niedergang und dem angekündigten Rücktritt. 2001 war er schlagartig bekanntgeworden durch sein öffentliches Bekenntnis zur Homosexualität vor der Wahl ins Bürgermeisteramt und durch seinen Ausspruch: «Berlin ist arm, aber sexy.» Mit dem ersten Thema war er damit auch durch, ich habe dazu seitdem von ihm kein Wort mehr gehört.

Knallharter Marketing-Gag

Der zweite Ausspruch prägte sein Image und verfolgte ihn bis an das Ende seiner dreizehnjährigen Amtszeit. Dabei war er sowohl eine schonungslose Analyse als auch ein knallharter Marketing-Gag. Gemessen an Wirtschaftskraft, Industriebesatz, Durchschnittseinkommen und Arbeitslosigkeit, gehört Berlin nämlich nach wie vor zu den armen Grossstädten in Deutschland.

Reich ist nur Berlins Zuschnitt aus der Kaiserzeit und seine Geschichte, reich ist es an Kulturgütern, und reichlich fliessen die Subventionen vom Bund und von den anderen Bundesländern. Die Spannung zwischen Substanz und Kulisse schafft die Erwartungshaltung, von de-

ren Zinsen Berlin bis heute lebt, und diese Erwartung wird mehr und mehr zur selbsterfüllenden Prophezeiung.

Das zeigt der boomende Tourismus, die Ströme junger Schweizer, Israelis oder Dänen, die sich durch die Stadt wälzen, aber auch ein Arbeitsmarkt, an dem viele Hochqualifizierte mit weniger Geld als anderswo zufrieden sind, wenn sie nur in Berlin leben und arbeiten können. Was sich daraus nachhaltig ergibt, wird die Zukunft zeigen. «Arm, aber sexy» brachte jedenfalls die Stärken Berlins auf den Punkt, und Wowereit wirkte glaubwürdig, weil er dieses Programm quasi in Person verkörperte.

Ich kannte Klaus Wowereit nur flüchtig, als er mich Anfang 2002 fragte, ob ich Finanzsenator werden wolle, und seiner Person bin ich auch in den folgenden sieben Jahren kaum nähergekommen. Aber es war eine sehr professionelle Zusammenarbeit.

Wowereit konnte zwar arrogant und verletzend sein und hat seine Senatoren nicht immer fair behandelt. Damit musste man klarkommen. Aber er stützte mich, solange ich Erfolg zu haben schien, und er liess mir manches Wagnis durchgehen: Nach sieben Jahren war ein jährliches Haushaltsdefizit von über fünf Milliarden oder 25 Prozent der Ausgaben beseitigt, und der Berliner Landeshaushalt hatte den ersten Überschuss seit dem Zweiten Weltkrieg. Die dazu



«Arm, aber sexy»: Bürgermeister Wowereit.

notwendigen unpopulären Entscheidungen und kontroversen Einschnitte mitgetragen und dafür immer wieder Mehrheiten gesichert zu haben, rechne ich Wowereit hoch an.

Aber ich beobachtete natürlich auch, dass seine Unterstützung in der eigenen Partei schwach war und schon in meinen letzten Jahren als Finanzsenator immer mehr bröckelte. Viele Probleme Berlins, in der Bildungspolitik, im Sozialbereich, blieben liegen oder verschlimmerten sich weiter durch undurchdachte Reformen und unentschlossene Politik. Und das lag nicht am mangelnden Geld, sondern an falschen Strukturen und schlechter Führung.

Finanzielles und moralisches Desaster

Bei den ungelösten Problemen der deutschen Hauptstadt steht jedenfalls die Verzögerung und Verteuerung des neuen Flughafens nicht an erster Stelle. Wowereit hat hier als Aufsichtsratsvorsitzender Fehler gemacht, aber am Ende zeigte seine sinkende Popularität eine tiefergehende Unzufriedenheit an.

Im Positiven wie im Negativen liess Wowereit nur wenige, die ihn erlebten, gänzlich kalt.

Wowereits dreizehnjährige Amtszeit war eine Periode des Übergangs: Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs waren Berlins Oberbürgermeister ganz normale Kommunalpolitiker und entsprechend unbekannt: Die Musik spielte, wenn man so will, nicht im Roten Rathaus, sondern in der Wilhelmstrasse, wo Reichskanzler und Außenminister regierten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das geschundene geteilte Westberlin zum internationalen Medienstar. Der Regierende Bürgermeister unterstand den Alliierten, sein Land gehörte nicht zur Bundesrepublik, und bei einem Besuch in Washington oder Paris war ihm ein Termin beim Präsidenten allemal sicher. Gleichzeitig sorgte der westdeutsche Finanzminister für eine stets gefüllte Landeskasse. 1990 war mit der deutschen Einheit beides vorbei: Der Bund gab immer weniger Geld, und die Berliner Landespolitik war vom internationalen Parkett verbannt. An beides konnten sich die Westberliner gar nicht gewöhnen, und so stürzte die Berliner Landespolitik in den neunziger Jahren in ein finanzielles und moralisches Desaster.

Die Wende kam unter Klaus Wowereit. Heute ist Berlin eine spannende Stadt mit Perspektiven, aber eben auch eine ganz normale Stadt mit einem entspannten Verhältnis zu sich selbst. Das darf man als Wowereits Vermächtnis betrachten.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er war Finanzsenator von Berlin unter Klaus Wowereit und schreibt regelmässig für die *Weltwoche*.

«Als hättest du den Jackpot geknackt»

Noch immer ist Hollywood die erste Destination für Schauspieler aus aller Welt. Doch nur wenigen gelingt der Durchbruch. Die Genferin Maya Stojan ist seit Jahren die erfolgreichste Schweizerin in Los Angeles. Wie hat sie das geschafft? *Von Beatrice Schlag*

Sie waren seit 2009 in der Krimiserie «Castle» bisher über ein Dutzend Mal als NYPD-Videotechnikerin Tory Ellis zu sehen. Vor zwei Monaten kam in den USA der Kurzfilm «Elwood» heraus, in dem Sie die weibliche Hauptrolle neben Ron Perlman spielen. Warum kennt man Sie in der Schweiz nicht?

Vermutlich, weil ich hier lebe. Auch in Los Angeles wissen nur wenige, dass ich Schweizerin bin, weil ich keinen Akzent habe.

Wie kommt das?

Ich lebte in Genf, bis ich achtzehn war. Dann studierte ich Schauspielerei in einem College in Connecticut. Ich bin zweisprachig aufgewachsen, Französisch und Englisch. Zu Hause redeten wir Englisch. Meine Mutter, die aus Sri Lanka stammt, hat einen britischen Akzent. Mein Vater kommt ursprünglich aus Tschechien und hat eher einen deutsch-französischen Akzent. Ausserdem hatten wir eine australische Haushalthilfe. Ich machte immer mit Begeisterung Akzente nach. Als ich in die USA kam, war es sehr leicht, den Akzent zu übernehmen.

Sie begannen mit neun Jahren Golf zu spielen, waren Mitglied der Schweizer Junioren-Golferinnen und überlegten eine Weile, ob Sie Golfprofi werden wollten.

Ich war sehr gut zwischen dreizehn und zwanzig und spielte mit dem Team viele Turniere in Europa. Wenn ich mehr trainiert hätte, wäre ich noch deutlich besser gewesen. Aber dann kam die Pubertät. Und es gab so vieles, was wichtiger wurde als der Golfplatz.

Das klingt nach einer sehr gut situierten Familie.

Mein Vater ist Grafiker und hat inzwischen sein eigenes Geschäft. Aber meine Eltern kamen beide aus sehr armen Verhältnissen und hatten kein Geld, als sie in die Schweiz kamen. Meine Schwester und ich wurden überhaupt nicht verzogen, auch wenn das mit dem Golfspielen klingt, als seien wir im Luxus aufgewachsen.

Denken Sie manchmal, ein Leben als Golfprofi wäre weniger anstrengend als Hollywood?

Nein. Ich spielte sehr gerne Golf, aber es war nicht die ganz grosse Leidenschaft. Die Vorstellung, einmal in den USA als Schauspielerin zu arbeiten, war sehr viel reizvoller.

Was faszinierte Sie an der Schauspielerei?

Ich war ein ängstliches, schüchternes Kind. Meine erste Rolle im Schülertheater war ein stummer Vogel. Aber es begeisterte mich derart, gesehen zu werden, dass ich sofort dachte: «Ich will Unterhalterin werden.» Meine Mutter ermutigte mich, auf die internationale Schule zu gehen, wo viel Theater gespielt wurde, ich genoss es mit jedem Auftritt mehr.

Sie sind 2008 nach Abschluss der Schauspielerschule direkt nach Los Angeles gezogen.

Wollten Sie nie am Broadway spielen?

Mein Umzug nach Los Angeles hatte handfeste Gründe. Ich hatte nach der Schule nur noch ein Arbeitsvisum für ein Jahr. Ohne Green Card oder permanente Arbeitserlaubnis bekommt man in den USA keine Filmrollen. Ich wusste, ich habe genau ein Jahr Zeit. Meine Mutter kam mit nach Los Angeles. Ich kannte keinen Menschen und raste von einem Termin zum andern, um auf Leute einzureden. Ich bin ein *hustler*.

Was meinen Sie damit?

Ich glaube, ich arbeite härter als der Durchschnitt. Und ich reiss mir ein Bein aus, um Connections aufzubauen. Inzwischen bin ich Inhaberin eines Geschäfts, das Casting-Chefs und Schauspieler vernetzt. Ich hätte mir gewünscht, es gebe so etwas, als ich nach Los Angeles kam. Ich musste mir das selber schaffen, um dahin zu gelangen, wo ich heute bin.

Wollten Sie nie aufgeben?

Nein. Viele amerikanische Schauspieler, die gleichzeitig wie ich herkamen, haben nicht viel Arbeit, weil sie nicht drangeblieben sind. Ich musste, ich hatte keine Wahl.

Wie bewegt sich ein Schauspieler, der nach Hollywood zieht, wo schon Zehntausende arbeitslose Schauspieler auf den Durchbruch hoffen? Wie kommt er ins Geschäft?

Wenn du nichts vorzuweisen hast ausser Fotos und einem Lebenslauf, findest du keinen Agenten. Das beste ist, Studentenfilme zu machen, dann kann man zeigen, was man auf



«Was ist der Sinn des Lebens?»

der Leinwand kann. Ich kreuzte unangemeldet beim Vorsprechen an Filmschulen auf und bekam kleine Rollen. Das tat ich so lange, bis ich genug vorzuweisen hatte, dass mich ein Agent unter Vertrag nahm. Aber der wichtigste Kontakt ist der zu den Casting-Chefs. Wenn sie einmal etwas von dir gesehen haben, das ihnen gefällt, laden sie dich immer wieder zum Vorsprechen ein.

Ist es ein Märchen, dass man auf die richtigen Partys gehen muss?

Ich halte das für Blödsinn. Auf keiner Party trifft man jemanden, der sagt: «Ich will dich in meinem nächsten Film.» So funktioniert es nicht. Sie kennen dich nicht, sie wissen nicht, ob du Talent hast. Aber wenn du hübsch bist, sagen sie: «Vielleicht kann ich dir eine Rolle verschaffen.» Los Angeles ist eine Stadt, in der jeder Absichten hat. Viele Schauspieler, die daran glauben, über Partys zum Erfolg zu kommen, machen harte Erfahrungen. Man darf nicht naiv sein.

Sind Sie gut im Vorsprechen?

Ich glaube schon. Vieles von meiner kindlichen Schüchternheit ist weggefallen. In den letzten beiden Jahren habe ich mehr Selbstbewusstsein bekommen. Ich kenne meine Stärken und Schwächen als Schauspielerin. Wer eine Rolle zu besetzen hast, will, dass du gut bist. Casting-Profis haben Schauspieler gern. Das zu wissen, hilft.

Schauspieler bekommen viel mehr Ab- als Zusagen. Wie gehen Sie damit um?

Schauspieler hier bekommen ein Ja auf hundert Nein. Natürlich hat man manchmal seine Unsicherheiten und hinterfragt, was falsch lief. Aber manchmal entspricht man schlicht nicht den Vorstellungen. Wenn sie Coca-Cola wollen und man ihnen Pepsi gibt, ist das einfach nicht, wonach sie suchen.

Welches war Ihre erste Rolle in einem kommerziellen Film oder einer TV-Serie?

Das war in der Serie «Entourage». Ich hatte nur zwei Sätze, aber es war grossartig. Die meisten Leute verstehen nicht, wie schwierig es ist, auch nur für einen Satz irgendwo engagiert zu werden.

«Entourage» gilt in den USA als Kultserie über die Lächerlichkeit Hollywoods.

Es hätte auch etwas weniger Erfolgreiches sein können. Es sind jeweils Tausende Bewerber. Wenn sie dich nehmen, fühlst du dich, als hättest du den Jackpot geknackt. Das versteht man in der Schweiz nicht. Ich werde dort immer gefragt, wann ich denn endlich eine



«Ich arbeite härter als der Durchschnitt»: Schauspielerin Maya Stojan.

grosse Rolle in einem Film spiele. Eine meiner Schweizer Freundinnen ist Lehrerin. Es ist, als ob ich sie ständig fragen würde, wann sie nun Schulpräsidentin werde. Schweizer haben keine Ahnung, wie viel Arbeit und Glück es braucht, in Hollywood als Schauspieler von seiner Arbeit leben zu können.

Wie lange dauerte es, bis Sie von Ihren Rollen in Los Angeles leben konnten?

Das ist schwer zu sagen. Im Gegensatz zu den Stars haben fast alle *working actors* mehr

als einen Job. Ich lebe heute von der Schauspielerei. «Castle» hat natürlich geholfen. Aber auch ich habe mehrere Berufe. Inzwischen habe ich meine eigene Produktionsfirma und das Unternehmen Casting-Chef Network. Ich hoffe, Einkommen ist nichts mehr, worüber ich mir den Kopf zerbrechen muss. Aber du weisst nie, wann und ob du nach deiner jetzigen Rolle wieder ein Angebot bekommst.

Von aussen würde man denken, dass jemand, der schon in mehreren Staffeln einer erfolg-

reichen Serie wie «Castle» mitgespielt hat, keine Zukunftsangst mehr haben muss.

Ich hoffe, dass ich es geschafft habe. Aber auch erfolgreichere Schauspieler als ich wissen nie, was als Nächstes kommt. Niemand in diesem Business wird wirklich gebraucht. Natürlich bin ich für die Rolle in «Castle» extrem dankbar, aber du hast nie eine Rolle auf sicher, es kann so viel dazwischenkommen. Die Rolle kann jederzeit gestrichen werden, oder sie wollen plötzlich doch lieber eine blonde Schauspielerin in der Serie.

Was verdienen Sie als feste Nebendarstellerin in einer Erfolgsserie wie «Castle»?

Das hängt von vielen Kriterien ab. Wird der Name im Vorspann erwähnt? Im Nachspann? Gross im Nachspann oder unter ferner liefen? Grob gesagt verdient ein fester Nebendarsteller in einer Serie wie «Castle» zwischen 5000 und 10 000 Dollar pro Folge. Dafür arbeitet er in der Regel ein bis drei Tage.

Für welche Art von Rollen sprechen Sie vor?

Das suchen inzwischen meine Agentur und mein Manager aus.

Seit Jahren ziehen Schweizer Missen nach Los Angeles, um Schauspielerin zu werden. Ausser Melanie Winiger, die vor allem in Schweizer Produktionen Beachtung fand, schien niemand damit viel Glück zu haben.

Schönheit ist wichtig, Talent auch. Aber man muss auch akzentfrei Amerikanisch sprechen, was einige bestimmt nicht können. Und wie gesagt, es ist nicht einfach hier. Ich rege mich sehr über Zeitungsberichte auf, in denen diese Frauen niedergemacht werden, weil sie nicht sofort eine Hauptrolle ergatterten. Ich glaube, sie arbeiten sehr hart an sich und sie wissen genau, dass Schönheit allein nicht reicht. Aber man gibt ihnen keine Rollen. In Los Angeles ist man niemand, wenn man Miss Schweiz ist.

Welche Art von Film interessiert Sie als Schauspielerin am meisten?

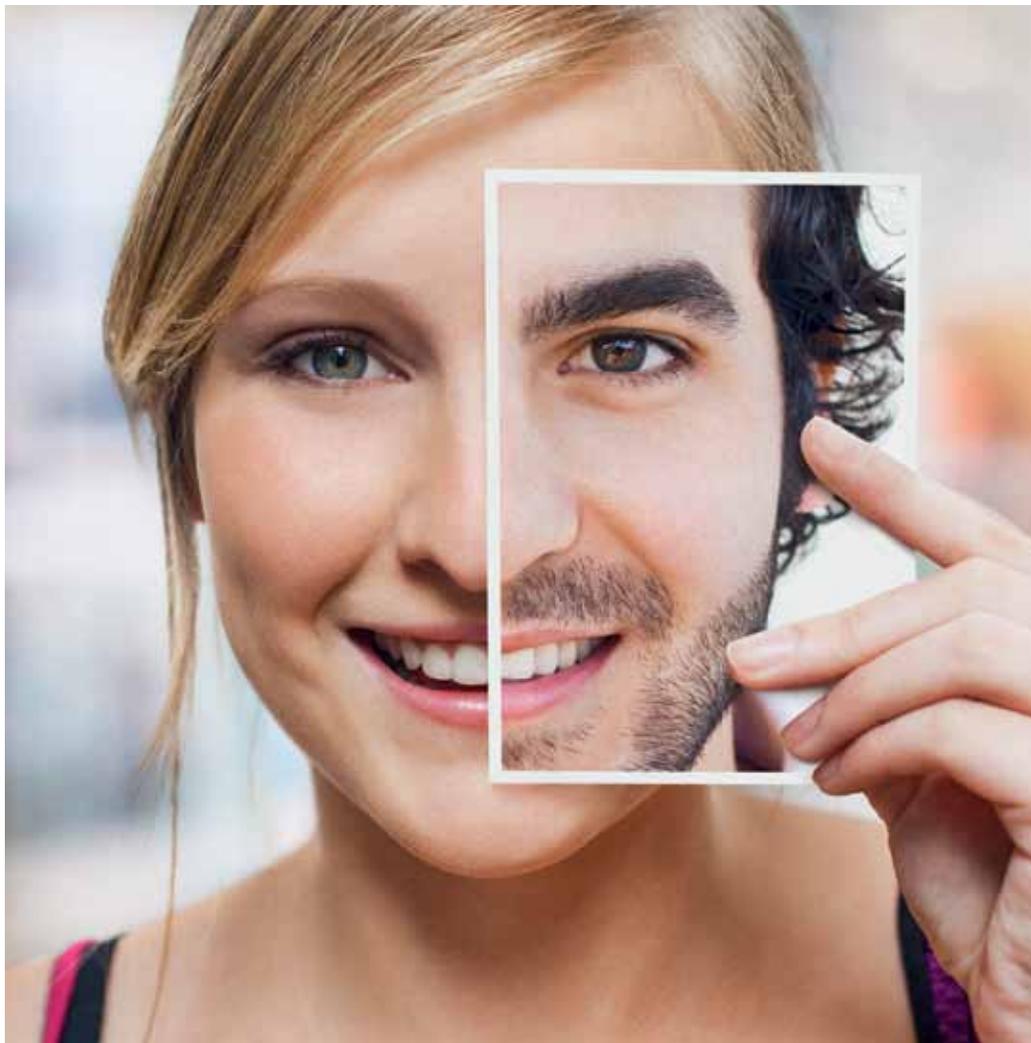
Sie werden meine Antwort nicht mögen: Alles, was ich von einer Rolle möchte, ist, dass alle Beteiligten sicher sind, dass sie für mich richtig ist. Ich kann ziemlich alles spielen. Ich habe auch keine Genrepräferenzen. Einzig Filme über Ausserirdische ziehen mich nicht besonders an. Aber auch da würde ich mitspielen, wenn ich ein Angebot bekäme.

Los Angeles gilt als Stadt, in der man nur schwer Leute kennenlernt. Haben Sie vor allem Freunde aus dem Showbusiness?

Ich feierte vor kurzem in meiner Wohnung mit etwa fünfzig Freunden Geburtstag und staunte, wer da alles zusammenkam. Natürlich waren viele Schauspieler, Drehbuchautoren und Regisseure dabei, aber nicht nur. Ich glaube, es sagt viel über einen aus, mit wem man Umgang hat. Dass die Leute Erfolg haben, ist mir nicht so wichtig. Aber ich glaube, all meine Freunde sind ehrgeizig und haben ein Ziel im Leben. ○

Lizenz zum Lügen

Roger Köppel irrt. Noch nie war die Privatsphäre besser geschützt als heute. Aus der Anonymität heraus wird gelogen, was das Zeug hält. Unter dem Deckmantel des Datenschutzes kontrolliert der Staat den freien Informationsaustausch. Mehr Öffentlichkeit tut not. *Eine Replik von Alex Baur*



Boom der Selbstinszenierung: Bilder im Internet.

Beim Verfassen seines Editorials wurde Roger Köppel, Besitzer und Chefredaktor dieses Blattes, letzte Woche von düsteren Visionen heimgesucht: «In jedem Haus, in jedem Büro, an jedem Ort hängt ein Bildschirm, der jede unserer Bewegungen aufzeichnet.» Die Vision ist dem Roman «1984» von George Orwell («Big Brother Is Watching You») entlehnt. Den Anlass gab das unfreiwillige Outing des grünen Berufspolitikers Geri Müller. Köppel interpretiert den Fall als Fanal eines gefährlichen Zerfalls unserer Privatsphäre, dem Einhalt zu gebieten sei.

Köppels Warnung ist wohlfeil, für einmal surft der Widerspenstige im Mainstream. Wer will schon den Schutz der Geheim- und Privatsphäre – zweifellos eine grosse Errungenschaft der Aufklärung – ernsthaft in Frage stellen. Trotzdem irrt er, in dreierlei Hinsicht. Erstens ist die Privatsphäre nicht absolut, ihre Grenzen sind fließend. Das Private steht immer in

einer Wechselbeziehung zum Öffentlichen, es ist eine Frage des Masses und des Gleichgewichts. Das Wahlgeheimnis beispielsweise kann sinnvoll sein, unter Umständen ist ein offener Wahlgang aber sinnvoller. Zweitens ist die Privatsphäre nicht Selbstzweck, sondern lediglich ein geschützter Raum, welcher der Entfaltung des Individuums förderlich sein kann. Um den Philosophen Kant zu bemühen: Wenn sich der Mensch «aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit» befreien sollte, dann seien «unangreifbare Rückzugsorte» nicht das Ziel, sondern bloss ein Mittel zum Zweck. Über allem steht ein sozial verantwortliches Handeln als «kategorischer Imperativ».

Vor allem aber (und etwas weniger abstrakt): Es stimmt nicht, dass die Privatsphäre bedroht ist. Das Gegenteil ist richtig. Noch nie hatte der Mensch so viele individuelle Freiräume wie heute, noch nie waren diese besser ge-

schützt. Das beginnt in der Familie. Die durchschnittliche Wohnfläche pro Einwohner ist dramatisch gestiegen, fast jeder Säugling hat heute sein privates Zimmer. Der Wohlstand ermöglicht die Erfüllung individueller Wünsche aller Art. Doch auch der Persönlichkeitsschutz wurde permanent ausgebaut. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es eine Selbstverständlichkeit, dass Straftäter in den Medien mit vollem Namen genannt wurden. Heute werden sogar deren Opfer schamvoll anonymisiert.

Ein Boom der Selbstinszenierung

Noch nie konnten die Menschen so viel Einfluss nehmen auf das Bild, das sich von ihnen in der Öffentlichkeit präsentiert. Das Internet und die sozialen Medien, allen voran Facebook, haben einem Boom der Selbstinszenierung ausgelöst. Scheinbar geben die User hier ihre Privatsphäre preis. In Wahrheit präsentieren die meisten nur, was sie in einem vorteilhaften Licht erscheinen lässt. Was nicht zum Image passt, wird sorgsam unter dem Deckel gehalten. Der scheinbar öffentliche Einblick ins Private ist meistens eitle Täuschung. Im Schutz der Anonymität wird gemogelt und gelogen, dass sich die Balken biegen.

In Amerika werden schon Primarschüler darauf getrimmt, sich möglichst vorteilhaft zu verkaufen. Diese Tendenz gibt es auch bei uns. Der Schein ist im gesellschaftlichen Leben wichtiger geworden als der Inhalt. Heerscharen von PR- und Imageberatern plappern der Prominenz aus Wirtschaft und Politik vor, wie sie sich der Öffentlichkeit zu präsentieren haben – in Sachfragen, aber auch, viel wichtiger, als Menschen, ganz privat. Ob das virtuelle Image der Realität entspricht, ist nebensächlich, es muss bloss authentisch wirken. Was nicht ins Bild passt, wird wegetuschert.

Vor diesem Hintergrund ist es nur mehr eine natürliche und gesunde Reaktion, wenn sich die Öffentlichkeit für die realen privaten Belange der Prominenz interessiert. Ob Royals und Stars oder eben Wirtschaftsführer und Politiker – je fetter die PR-Maquillage, desto dringlicher wird der indiskrete Einblick hinter die virtuelle Fassade.

Das spielte auch im Fall Geri Müller mit. Seine an sich belanglosen Chats und Nackt-Selfies werden erst spannend, wenn man sie in den Kontrast zu Müllers Image stellt. Wir kennen ihn als politisch korrekten, scheinbar asexuellen (Um-)Weltverbesserer, der oft anklagend auf der Seite der moralisch Überlegenen predigt.

Nun blitzt plötzlich eine allzumenschliche Schwäche – er selber nannte es «eine dunkle Seite» – vom Menschen Müller auf. Na und? Ist das wirklich eine Katastrophe?

Die Lage ist paradox. Auf der einen Seite ist mit dem Internet der Zugang zu privaten wie öffentlichen Informationen einfacher geworden. Unter Berufung auf die Geheimsphäre und den Datenschutz wird die Information indes gefiltert und zensuriert wie nie zuvor. Der Zugang zu den Primärquellen ist tendenziell schwieriger geworden. Die meisten Informationen, mit denen wir täglich zugemüllt werden, sind kaum noch überprüfbar.

Datenschutz schützt vor allem den Staat

Der Datenschutz gibt gerne vor, die Privatsphäre des kleinen Mannes vor dem staatlichen Übergriff zu bewahren. In Wirklichkeit schützt er vor allem Kriminelle, Sozialschmarotzer und Hazardeure etwelcher Schattierung. Der Deckel der Verschwiegenheit ist für sie eine Lizenz zur Manipulation. Unter dem Vorwand, die Geheimsphäre der Bürger zu schützen, entzieht sich der Staat andererseits immer auch selber der öffentlichen Kontrolle. Die Erfahrung zeigt zudem, dass der «Big Brother» die gewünschten Daten seiner Bürger über kurz oder lang immer bekommt, so er diese wirklich will. Vor allem wenn es ums Eingemachte geht, ums Geld.

Früher war der Steuerausweis eines jeden Bürgers in der Gemeindekanzlei für jedermann einsehbar. Diese Praxis der sozialen Kontrolle hat sich bewährt. Trotz des relativ liberalen Fiskalregimes war die Steuermoral der Schweizer im internationalen Vergleich vorbildlich. Ein Steuerhinterzieher, der auf grossem Fuss lebte, fiel in der Gemeinde schnell auf. Obwohl auf dem Steuerausweis lediglich die Grössenordnung von Vermögen und Einkünften ersichtlich ist, haben viele Kantone diese Praxis mit Verweis auf die Privatsphäre und den Datenschutz abgeschafft oder zumindest stark eingeschränkt. Derweil wird das Bankgeheimnis Zug und Zug aufgeweicht, der Bargeldverkehr kriminalisiert. Wenn die Privatsphäre bedroht ist, dann nicht durch die (mediale) Öffentlichkeit, sondern durch den Staat.

Wie sich der Staat unter dem Vorwand des Persönlichkeitsschutzes gegenüber den Bürgern abschottet, lässt sich auch anhand der Justiz aufzeigen. Die Väter der Aufklärung würden in Depressionen verfallen, wenn sie mit ansehen wüssten, was aus dem öffentlichen Prozess geworden ist. Die meisten Gerichtsfälle werden in der Schweiz heutzutage von anonymen Bürokraten, unbehelligt von jeder öffentlichen Kontrolle, im stillen Kämmerchen abgewickelt. Die öffentliche Verhandlung, sofern es überhaupt noch dazu kommt, ist zur lästigen Pflichtübung verkom-

men, geurteilt wird anderswo. Dabei wird übersehen, dass das Öffentlichkeitsprinzip eingeführt wurde, weil es den Bürger vor Willkür und obrigkeitlichen Übergriffen schützt.

Gerade der Fall von Geri Müller zeigt, dass die Selbstregulierung im öffentlichen Leben sehr gut funktioniert. Während Monaten haushierte Müllers Internet-Bekannte mit dem ach so verruchten Chat-Verkehr in der Welt herum. Sie sprach eine Reihe von Journalisten an, doch keiner mochte sich mit der Publikation der Schmuttel-Story die Finger schmutzig machen. Bis die *Schweiz am Sonntag* den Bann brach. Der Wirbel war enorm, was freilich mehr auf die Weiterungen der Geschichte und den Tabubruch zurückzuführen ist.

Die Halbwertszeit solcher Hosenlatzgeschichten ist erfahrungsgemäss kurz. Der einzige klare Verlierer ist bislang der PR-Berater Sacha Wigdorovits; sein Versuch, politisch Kapital aus dem Fall zu schlagen, wurde zum Rohrkrepiere. Patrik Müller, der Chef der *Schweiz am Sonntag*, kann froh sein, wenn er die Affäre unbeschadet übersteht. Geri Müller wird den Einblick in seine Intimsphäre überleben. Das gemeine Volk, vor dem er sich so sehr fürchtete, ist nicht so einfältig, wie viele meinen. Seinen Enkeln wird der Wirbel um ihren Grossvater, der im Amtshaus zu Baden die Kontrolle über sein Handy verlor, als heitere Anekdote in Erinnerung bleiben. ○

OPTIMALE KRANKENKASSE FINDEN!

Sie möchten bei Unfall und Krankheit optimal versichert sein? Mit dem unabhängigen Krankenkassenrechner von MyLibery berechnen Sie einfach und schnell die Grundversicherungsprämien. **Vergleichen Sie neu auch die Leistungen der Zusatzversicherungen aufgrund Ihrer Bedürfnisse.** So finden Sie die Krankenkasse, die wirklich zu Ihnen passt.

Interessieren Sie sich für andere Themen? Gerne berät Sie MyLibery auch zu den Themen Vorsorge, Wohnen und Steuern.





Essay

Geld und Geist

In Europa haben wir die Kulturförderung weitgehend dem Staat übertragen. Das ist ein Fehler. Wir sollten uns mehr an der amerikanischen Philanthropie orientieren. Das käme auch den Künstlern zugute.

Von Josef Ackermann

«Wo der Geist eine Heimstatt hat», so bilanzierte der Schriftsteller Jeremias Gotthelf 1844 in seinem Werk «Geld und Geist», «kann Geld sehr wohl zum Segen werden.» Geld und Geist stehen nach Gotthelf also nicht notwendig im Widerspruch zueinander. Geist ist für ihn vielmehr die Voraussetzung dafür, dass Geld nutzbringend und sinnvoll eingesetzt wird.

Für viele Menschen vertragen sich Geld und Geist gleichwohl auch heute nicht. Ersteres, so die weitverbreitete Meinung, korrumpiere Letzteres. Oder anders gesagt: Kultur stösst sich am Mammon. Wo sie wirtschaftlichen Zwängen gehorche, verkomme sie zur wenig erhebbenden Massenkultur.

Diese Ansicht fusst nach meiner Meinung auf einem fundamentalen Missverständnis: Sie unterstellt, dass Wirtschaften ausschliesslich der materiellen Welt zugehörig sei, es dort nur um Rechenhaftes und kurzfristige Gewinnerzielung gehe, für Geistiges und Kultur kein Platz sei. Zum anderen sieht sie Kultur völlig losgelöst von der materiellen und verortet sie ausschliesslich in der geistigen Sphäre.

Als Wirtschaftsführer habe ich mich immer wieder darüber gewundert, wie eng unser Handeln und Tun weithin gesehen wird. Unternehmen sind elementarer Bestandteil der Gesellschaft. Ausserwirtschaftliches darf für sie nicht nur Peripherie sein. Sie können langfristig nur erfolgreich sein und bleiben, wenn es der Gesellschaft, in der sie tätig sind, gutgeht und sie ihnen Vertrauen entgegenbringt. Eine Beschränkung auf das rein Ökonomische führt zu geistiger Verengung und am Ende in die Sackgasse.

Eigennützig handeln ist gut

George Bernard Shaw hat die Rolle des Unternehmers auf die ihm eigene Art einmal so zusammengefasst: «Der vernünftige Mensch passt sich den gegebenen Bedingungen an, der unvernünftige versucht sie zu verändern. Deshalb ist aller Fortschritt dem Wirken unvernünftiger Menschen geschuldet.» Wie nah hier Unternehmer doch den Kulturschaffenden kommen!

Nun dient gewiss nicht jede Innovation dem Fortschritt – weder in der Kultur noch in der Wirtschaft. Als Banker habe ich das in der schwersten Finanzkrise seit der Grossen Depression des vorigen Jahrhunderts hautnah

und schmerzlich selbst erlebt. Dennoch bin ich davon überzeugt, dass unser Wohlstand ohne Kreativität – auch im Finanzsektor – nicht möglich geworden wäre. Ohne die Verbriefung von Krediten beispielsweise wäre das schnelle Aufholen der früheren Entwicklungsländer nicht machbar gewesen.

Dass Kultur nicht ohne Geld auskommen kann, ist eine Binse. Bis in die frühe Neuzeit war Kunst überwiegend Auftragskunst, abhängig vom Geld geistlicher und weltlicher Herrscher. Heute zählen neben dem Staat auch



Philanthropie: Guggenheim-Museum New York.

wohlhabende Bürger und Unternehmen zu den Förderern von Kunst und Kultur. Dass Letztere dabei nicht selbstlos, sondern auch im eigenen Interesse handeln, gilt vielen als Beleg für die Unvereinbarkeit von Geld und Geist. Doch auch diesem Denken liegt ein fundamentales Missverständnis zugrunde.

Seit Adam Smith wissen wir: Eigen- und Gemeinnutz können sehr wohl zusammenpassen. Dies gilt auch in der Kulturförderung. Eine Einzelperson oder ein Unternehmen kann zum Wohl der Gesellschaft Kulturförderung betreiben und damit zugleich eigene Ziele verfolgen wie etwa das soziale Umfeld, in dem sie sich be-

wegen, zu verbessern, das eigene Ansehen oder Kreativität und Motivation der Mitarbeiter zu fördern.

Zumindest in börsennotierten Unternehmen kann, ja darf Kulturförderung gar nicht frei von Nützlichkeitsabwägungen sein. Aktionäre haben schliesslich einen Anspruch darauf, dass das Management ihr Geld nutzbringend verwendet. *Charity with other people's money* muss hier tabu bleiben.

Privatpersonen und inhabergeführte Unternehmen sind in einer anderen Lage. In Sachen Philanthropie sind die seit je mehr zivilgesellschaftlich denkenden (und aufs Ganze gesehen auch weniger Steuern zahlenden) Amerikaner uns stärker staatsorientierten Europäern weit voraus. Wir in Europa haben auch die Kulturförderung (wie die Sozialfürsorge) und damit Gemeinsinn und individuelle Verantwortung weitgehend an den Staat abgetreten. In den USA dagegen gibt die öffentliche Hand insgesamt nur etwas über 1,1 Milliarden Dollar für Kulturförderung aus, von privater Seite kommt noch einmal mehr als das Zehnfache hinzu, zuletzt 13,3 Milliarden Dollar.

Bei uns in Europa sind die Relationen inzwischen genau umgekehrt. Aber was noch wichtiger ist: Pro Kopf der Bevölkerung bringen die USA zwei- bis dreimal mehr für Kultur auf als wir in Europa.

Mir persönlich ist das amerikanische Philanthropiemodell sehr sympathisch, auch wenn ich wohl weiss, dass es sich nicht einfach eins zu eins auf die europäischen Verhältnisse übertragen lässt. Dennoch könnten auch auf unserem Kontinent inzwischen viele wertvolle und beliebte Kultureinrichtungen, Festivals und Ausstellungen, Theateraufführungen und Konzerte, ohne private Sponsoren nicht mehr stattfinden. Ja, ganze Orchester, Theater und Museen wären in ihrer gegenwärtigen Form nicht überlebensfähig, und so manch wertvolles Kulturdenkmal wäre dem Verfall preisgegeben oder bereits verschwunden. Hier berühren sich Geist und Geld – wenn es richtig gemacht wird – zum gegenseitigen Nutzen.

Josef Ackermann war von 2006 bis 2012 Vorstandsvorsitzender der Deutschen Bank. Dieser Text ist eine gekürzte Fassung eines Referats, das Ackermann letzte Woche im Schloss Wyl gehalten hat.

Die Wunder des Skandals

Rapper Jay-Z und Beyoncé sind ein makelloses Glamourpaar – sie zählen zu den mächtigsten Prominenten der USA. Ein Überwachungsvideo sickerte durch und liess Scheidungsgerüchte aufkommen. Haben PR-Leute den Rummel selber inszeniert, um den Marktwert der Stars zu steigern? Von Tom Kummer

Die Bilder kamen von der Überwachungskamera – die Idee von einem Jedi-Ritter der PR-Industrie. Rapper Jay-Z und Beyoncé gelten als «die mächtigsten Prominenten Amerikas» (*Forbes*), der einflussreichste Brand im Krieg der Stars – ein nahezu makelloses Glamourpaar. Doch dieses Image sollte Risse bekommen. Absichtlich? Risse sind abgründig, skandalös, wertvoll. Der Skandal steht im Zentrum bei der Schlacht um Aufmerksamkeit – und das schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts, als der Star in Hollywood von einem Filmproduzenten durch einen fingierten Skandal erschaffen wurde. Journalisten suchen den Skandal, das Publikum liebt ihn, die Mächtigen fürchten ihn – oder auch nicht, seit mächtige PR-Firmen die Skandale kontrollieren.

Anfang Sommer hatte das Klatschportal *TMZ* ein Überwachungsvideo von der «Met Gala» in New York öffentlich gemacht. Darin ist zu sehen, wie die jüngere Schwester von Beyoncé, Solange Knowles, in einem Fahrstuhl auf ihren Schwager Jay-Z mit Schlägen losgeht. Fans und Medien fragten sich: Was ist da passiert? Gibt es Streit beim Wunderpaar? Scheidungsgerüchte machten bald die Runde. Viele wunderten sich aber auch, warum Beyoncé nahezu regungslos neben den beiden im Aufzug steht, ohne einzugreifen. Wusste sie von der PR-Aktion, die hinter den Tritten der Schwester steckt? War alles Teil eines Plans, wie der Vater von Beyoncé und Solange, Mathew Knowles, vergangene Woche behauptete – ein fieser Trick von Parkwood Entertainment, Beyoncé's Managementfirma? Die Schlägerei sei ein Fake, sagte Knowles. Nichts sei echt an den Scheidungsgerüchten. Das hätten sich die Töchter und ihre PR-Agentin Yvette Noel-Schure ausgedacht. Und dann übertraf sich der wortgewaltige Knowles und nannte die Strategie geheimnisvoll einen «Jedi mind trick». Was hat der Vater und ehemalige Manager von Beyoncé damit bloss gemeint? «Jedi mind trick», das klingt so perfekt rätselhaft, als ob alle Skandale der Welt in geheimen Labors der PR-Agenturen abgemischt würden. Und vielleicht liegt er damit gar nicht so falsch.

PR-Agenten haben zu geheimnisvollen Rittern in einer Schlacht um Meinungs- und Themenführerschaft mutiert. Bei ihrer Arbeit geht es nicht mehr bloss darum, einem Shitstorm den richtigen Spin zu geben – sondern den Skandal selbst zu inszenieren. Was dann folgt, ist oft der Stoff, aus dem die Träume sind: riesiges Medienecho, ein Beben in den sozialen Netzwerken, Aufmerksamkeit!

Kurz nach den Trennungsgerüchten starteten Jay-Z und Beyoncé ihre noch nicht ausverkaufte «On the Run»-Tour. Die Werbekampagne wird von Images begleitet, die auf das legendäre Verbrecherpärchen Bonnie und Clyde verweisen. Da passten die wilden Gerüchte perfekt ins Konzept. Bald war die Tour ausverkauft. Schwägerin Solange Knowles kam zeitgleich mit einem neuen Album auf den Markt, der Skandal um die Schlägerei mit Jay-Z verdoppelte die Verkaufszahlen.

Ereignissen einen Dreh verleihen

Verantwortlich für solchen Goldregen sind oft hochbezahlte Publizisten, als Einflussreichste galt einmal Pat Kingsley von der Firma PMK. Bis sie vor zwei Jahren ihrem wichtigsten Klienten, Tom Cruise, nahelegte, seine Beziehung zu den Scientologen nicht mehr öffentlich zu diskutieren. Er feuerte Kingsley nach über zwanzig Jahren Zusammenarbeit, die der Superpublizistin bis zu 100 000 Dollar Honorar pro Monat einbrachte. Den Begriff «Jedi mind trick» hat Kingsley nie benutzt. Sie hielt ihre Arbeit verschleiert, niemand kam an sie heran. Noch heute lebt sie bescheiden und zurückgezogen in einem kleinen Haus in Pacific Palisades.

Die einflussreichsten Publizisten der Gegenwart operieren ganz anders. Sie sind Superstars

des *spin doctoring*, wenn es darum geht, skandalgebeutelten Stars wie Justin Bieber, Miley Cyrus, Lindsay Lohan oder, wie vor vielen Jahren, Expräsident Bill Clinton wieder auf die Beine zu helfen. Es ist die Kunst, den Ereignissen einen besonderen Dreh zu verleihen. PR-Experten wissen, in welchem Kontext ein Skandal ihren Klienten nutzen kann, wem der Eklat schadet, wie sich Skandale produzieren und kontrollieren lassen. Die Produktion von immer neuen Aufregern hat natürlich ökonomische Gründe, sie sorgen für Auflage und Klicks. Zudem verleihen sie dem, der sie aufdeckt, Macht. Deshalb lassen immer mehr Stars ihre Skandale selbst kreieren – damit sie die Empörung zu ihren Gunsten steuern können.

Parkwood Entertainment veröffentlichte kürzlich ihren nächsten «Jedi mind trick», ein höfliches Statement von Jay-Z und Beyoncé: «Familien haben manchmal Probleme, wir sind da keine Ausnahme», heisst es bescheiden. «Das Wichtigste aber ist: Unsere Familie hat das gemeinsam durchgestanden. Alle haben sich entschuldigt und blicken glücklich nach vorne.» Wie langweilig! Der Skandal kann da viel gewaltigere Energien lostreten. Er wirft ein Schlaglicht auf den Zustand der Gesellschaft, er verrät viel über Normen, Tabus und Zeitgeist. Der Skandal bleibt eine der grossen Hoffnungen auf Erneuerung. ○



Streit beim Wunderpaar? Jay-Z, Beyoncé und Tochter Blue Ivy.

«Ich habe das Helfer-Gen»

Seit achtzehn Jahren trainiert Arno Del Curto den HC Davos. Der Engadiner Ausnahmekönner über seine Anfänge, seine rebellische Ader und die Gründe, warum er nicht Nachfolger von Sean Simpson bei der Eishockey-Nationalmannschaft wurde. *Von Martin Born und Paolo Dutto (Bild)*

Guy Roux war 44 Jahre Trainer, Manager und noch viel mehr bei AJ Auxerre in Frankreich, Sir Alex Ferguson war 27 Jahre Boss bei Manchester United. Arsène Wenger hält sich seit 18 Jahren als Chef bei Arsenal London. Ebenfalls auf 18 Jahre bringt es Arno Del Curto, ein erklärter Arsenal-Fan, der beim HC Davos eine ähnliche Rolle spielt wie die drei Trainerlegenden und auf dem Weg ist, selber eine zu werden. Fünfmal wurde der Engadiner mit Davos Schweizer Meister, zweimal wurde er zum Schweizer Trainer des Jahres gewählt, einmal sogar zum besten Eishockey-Coach Europas. Zum Interview empfängt Del Curto den Gast in seinem Büro. Ein Zimmerchen von ein paar Quadratmetern mit unfreundlichen Betonwänden und einer Tür ins Freie. Davor steht sein Audi mit Zürcher Nummernschild. Hier «regiert» er, der Boss des HC Davos, hier führt er Lohnverhandlungen, auch wenn das nicht immer reibungslos geht. Denn das Büro teilt er mit seinen vier Assistenten. Der Privatparkplatz ist sein einziges Privileg.

Was ging Ihnen durch den Kopf, als Sie vor achtzehn Jahren in dieses Büro einzogen?

Da gab es dieses Büro noch gar nicht, ich musste ohne auskommen. Es gab nur eine Kabine, mehr nicht.

Glaubten Sie, dass Sie es hier achtzehn Jahre aushalten würden?

Ich gab mir höchstens zwei oder drei Monate. Als ich nach Davos kam, merkte ich, dass das Zusammengehörigkeitsgefühl, wie es die Globalisierung, die EU oder auch nur Zusammenschlüsse von Firmen vorgaukeln, bei uns gar nicht gibt. Hier kommen ja schon die Leute von der Strasse im Norden mit denen von der Strasse im Süden nicht miteinander aus. Als ich nach Davos kam, sagte ich in meinem jugendlichen Leichtsinne im Fernsehen, ich sei ein Engadiner. Und nicht ein Bündner. Es war ein Satz, der nicht einmal stimmte, weil ich ja schon längst Wahlzürcher war, aber er hatte Wirkung. Einige warfen es mir vor, aber längst nicht alle.

Sie wurden also misstrauisch empfangen?

Es gab viele Leute, die mir zu Beginn nicht einmal grüezi sagten. Was vielleicht auch daran lag, dass damals Schweizer als Trainer ohnehin nur die Deppen waren und nie und nirgendwo lange im Amt blieben. Ich begann dann zu arbeiten, und nach zwei

Monaten schauten mich die ersten schon einmal an, nach vier Monaten gaben sie mir von weitem ein Zeichen, nach fünf Monaten sagten sie von weitem grüezi und nach sieben Monaten drückten sie mir die Hand. Wir brachten recht gute Leistungen, wurden Fünfter spielten einigermassen attraktiv und qualifizierten uns für die Halbfinals. Damit hatten wir Ruhe, auch wenn wir noch unter Beobachtung standen. Denn damals gab es in Davos ja noch die Dorfheiligen, die im Nebenamt über den Club wachten, und für die war ich noch immer der Engadiner.

Wie schafften Sie es, akzeptiert zu werden?

Im meinem zweiten Jahr verjüngten wir das Team massiv, spielten gut und erreichten den Play-off-Final, den wir gegen Zug auf etwas blöde Art verloren, weil uns die Erfahrung fehlte. Doch wir waren so erfolgreich, dass wir Ruhe hatten. Wir konnten uns danach sogar drei durchgezogene Saisons leisten, ohne dass sie den kleinen Engadiner opferten, wie

«In Davos gab es viele Leute, die mir zu Beginn nicht einmal grüezi sagten.»

ich das befürchtet hatte. Heute kann ich sagen: Die Davoser haben sich in den achtzehn Jahren vorbildlich benommen. Nach etwa zehn Jahren wurde ich sogar Davoser Bürger.

Alex Ferguson wurde von der Queen zum Ritter geschlagen. Mit ihm werden Sie verglichen, weil auch er ein Dauerbrenner und bei Manchester sogar noch länger im Amt war.

Was mich noch mehr freute, war das Verhalten der Davoser Fans. Unsere Fankultur ist hervorragend. In den achtzehn Jahren wurde ich nur zweimal angepöbelt – das erleben andere in zehn Sekunden, wenn sie irgendwo vorbeigehen. Beim einen Mal war der Fan besoffen und wünschte mich nach einer 1:8-Niederlage zum Teufel. Mich überrascht, wie diese Fans gemeinsam hinter uns stehen.

Sie lieben die Davoser und fahren trotzdem noch mit einer Zürcher Nummer herum.

Ich behielt sie ja damals, weil ich befürchtete, bald wieder weggeschickt zu werden. Natürlich gab es Leute, die mir das vorwarfen, doch ich konnte sie beruhigen, dass ich meine Steuern in Davos bezahlen würde. Ich habe noch eine Zürcher Nummer, weil ich mich noch immer als Wahlzürcher fühle, Zürich liebe und dort meine Freunde habe. Ich be-

hielt sie aber auch, weil es für mich nicht darauf ankommt, woher einer kommt. Das schimmert meine rebellische Ader durch.

Gibt es noch andere Beispiele dafür?

Als ich noch öfter Golf spielte, drehte ich das Schild meiner Mütze immer nach hinten. Ich wollte die Bräune im Gesicht nicht gefährden, auch wenn man das als Golfspieler nicht macht. Ein kleines Zeichen nur, denn sonst hielt ich mich an alle Regeln. Ich bin jetzt 58, das Grab steht vor der Tür, und da will ich nicht, dass mich jemand belehren muss. Das heisst auch: Ich bin ruhiger geworden. Mag keinen Streit mehr. Wenn sich einer anbahnt, reagiere ich mit einem Schmunzeln auf den Lippen und laufe weg, ich explodiere nicht mehr wie vor zehn oder zwanzig Jahren.

Auch wenn Journalisten dumme Fragen stellen?

Auch dann.

Selbst wenn die Fernsehkameras laufen?

Da kann ich nicht weglafen. Aber manchmal können die Reporter froh sein, dass sie keine Live-Aufnahmen machen und sie das, was ich sage, herausschneiden können. Ich kann nicht anders, als ehrlich zu sein. Auf grosse Polemiken habe ich aber keine Lust mehr. Da hilft nur abhauen.

Gibt es in Davos niemanden, der Ihnen vorschreiben will, in Anzug und Krawatte an der Bande zu stehen?

Nein.

Wäre es ein Kündigungsgrund?

Kaum. Ich ziehe ja schon jetzt vielleicht auch mal einen Tschopen an, weil der den Bauchansatz ein bisschen besser verdeckt. Ich habe überhaupt nichts gegen Krawatten, aber ich kann keine anziehen. Ich bin der hundertprozentige Jeanstyp. Ich trage sie überall, und nicht einmal zu Hause ist eine Trainerhose eine Alternative. Jeans und ein Leibchen. So fühle ich mich sauwohl, und was soll ich mich da den ändern anpassen.

Mussten Sie sich in den achtzehn Davoser Jahren überhaupt jemals anpassen?

Ich konnte meine Linie durchziehen. Mit dem heutigen Verwaltungsrat und vor allem mit dem Präsidenten habe ich ein vorzügliches Verhältnis. Er ist auch nicht der Präsident unter mir, wie auch schon geschrieben wurde. Er ist als Präsident mein Vorgesetzter – er ist ja auch einen Tag älter als ich. Ich kämpfe für meine Sache, er für seine, und am Ende finden wir uns. Der Chef des Crystal Club, der für das Sponsoring verantwortlich



«Da hilft nur abhauen»: HCD-Trainer Del Curto.

ist, ist einer meiner besten Freunde. Er sagt mir offen seine Meinung, wenn er findet, ich müsse etwas anders machen. Als Freund darf er das, so wie ich als Freund seinen Ratsschlag ablehnen oder auch sagen kann: «Du hast recht.»

Sie sind in Davos nicht nur Trainer und Sportchef, sondern manchmal auch Seelersorger.

Ich habe das Helfer-Gen in mir. Auch dann kann ich nicht anders. Und es macht mir eigentlich nichts aus, wenn ich deswegen auf die Schnauze falle oder mir ans Bein gepinkelt wird. Klar bin ich dann enttäuscht und sage: «Nie mehr.» Doch eine Sekunde später ist das schon wieder vorbei. Und dann helfe ich dem nächsten, wenn er ein Problem hat.

Hat das Helfer-Gen auch dazu geführt, dass Sie während achtzehn Jahren in Davos geblieben sind, weil Sie Verein und Spieler nicht im Stich lassen wollten?

Es war so. Mit dem Umbruch, den wir zuletzt erlebten, wäre es klüger gewesen, vor zwei, drei Jahren zu gehen. Es ist mit viel Schmerz verbunden, wenn von der Generation, mit der man während all der Jahre zusammengearbeitet hat, immer wieder einer wegfällt. Wenn einer sieht, dass es Zeit ist, ist es noch einfach. Wenn es einer nicht sieht, dann wird es schwieriger.

Der Letzte dieser Generation ist Reto von Arx.

Mit ihm verbindet mich die längste Zeit. Für mich ist er der beste Schweizer Eishockeyspieler, den es je gab. Er ist jetzt 38 und ich hoffe, dass er sich noch einmal von den Jungen mitreißen lässt und seine Karriere so zu einem würdigen Abschluss kommt.

Herrscht in Davos nicht bereits Unmut, weil Sie in den letzten drei Jahren in der ersten Play-off-Runde ausschieden?

Eigentlich nicht, und es ist eigentlich jetzt schon klar, dass es ein viertes Mal passieren wird. Denn wir stehen im Umbruch: In den letzten Jahren hatten wir sicher viel Pech mit Verletzten, doch zuletzt stimmte es bei uns erstmals auch sonst nicht mehr. Es war so schon fast logisch, dass wir gegen Kloten trotz der 2:0-Führung doch noch ausschieden. Es gab Anzeichen eines Auseinanderfallens.

Was stimmte nicht mehr?

Das Team passte nicht mehr zusammen, es gab Abgänge von Spielern, die schon früh während der Saison feststanden, der Generationenwechsel machte sich bemerkbar, Junge brauchen heute mehr Zeit als früher, bis sie so weit sind, wir hatten Verletzte. Das wirkte sich im Training aus. Während sechzehneinhalb Jahren gingen wir im Training ab wie die Affen, doch jetzt geriet es ins Stottern. Ich hätte durchgreifen müssen, doch weil wir so viele Verletzte hatten,



«Ein Schweizer Meistertitel ist schöner»: erster Pokal mit dem HC Davos, 2002.

konnte ich das nicht wagen. Wir waren einen Punkt vom Play-out entfernt, doch ich wollte nicht gegen den Abstieg spielen. Also blieb ich ruhig und akzeptierte den Mist.

Da war es nicht einfach, weiterhin die absolute Leidenschaft vorzuleben.

Manchmal bleibt von der Leidenschaft nur das Leiden.

Und das war der Fall?

Ja. Ich litt nicht so sehr in den Spielen, aber umso heftiger im Training. Ich hintersann mich, wollte fast an jedem Tag den Bettel hinschmeissen und war nahe an einem Rundumschlag, der sogar Trapattonis «Was erlauben Strunz» in den Schatten gestellt hätte. Ich dachte jeden Tag daran, die Worte im Kopf wurden immer besser und klarer. Viele wären davon betroffen gewesen.

Fühlen Sie sich jetzt wieder besser? Wird in Davos wieder gut trainiert?

Ja, aber der Umbruch ist noch nicht abgeschlossen.

Und wenn Sie es schaffen? Würden Sie weitere zehn Jahre in Davos bleiben?

Ich will zuerst sehen, was jetzt passiert. Wenn es gelingt, eine neue Mannschaft mit einem eigenen Gesicht und einer neuen Hierarchie aufzubauen, wenn wir wieder ungebremst rasseln, wenn es nicht wieder Risse gibt, weil Spieler schon heute für die übernächste Saison bei einem andern Verein unterschreiben, dann kann ich mir das vorstellen. Wenn nicht, muss ich gehen. Dann bin ich fehl am Platz. Ich brauche keine Titel und keine Awards. Mich interessiert, wie wir zusammenarbeiten, wie viel Spass wir haben, wie

wir uns weiterentwickeln, einzeln und als Team, als Sportler und als Menschen. Können wir etwas bewegen, bringen wir eine Leidenschaft zusammen, dank der wir aus weniger mehr machen können?

Und, sind Sie wieder auf dem richtigen Weg?

Ess sieht gut aus. Wir brauchen hinten noch eine Verstärkung, vorne sind wir gut besetzt. Die Zusammensetzung stimmt wieder, wir arbeiten hart, wir ziehen Spezialisten zu, die uns weiterbringen, es ist wieder geil. Die Jungen wollen profitieren vom Angebot und vorwärtskommen. Ältere sind weniger begeistert, wenn sie sehen, was von ihnen noch immer verlangt wird. Doch sie waren ja auch mal jung und wollten weiterkommen. Das muss ich ihnen dann auch erklären.

Haben sich Ihre Methoden im Lauf der Jahre verändert?

Das musste so sein, weil die Menschen anders sind. Früher verlangte ich extrem viel, stürmte auf den Platz, wenn jemand etwas nicht richtig machte. Ich wollte alles, doch jeder wusste, dass ich es gut meinte. Ich fordere auch heute noch viel, doch ich merke auch, dass ich mich manchmal zurückhalten muss, damit sie nicht zusammenbrechen.

Ist das Altersweisheit?

Es hat damit nichts zu tun. Sondern mit der Einsicht, dass ich etwas zerstören würde. Ich gebe noch immer Vollgas. Vom Alter spüre ich auch mit 58 noch nichts, sieht man davon ab, dass mir langsam die Haare ausgehen. Klar bin ich nach einem Training ein bisschen müde, aber ich könnte immer noch Berge versetzen.

Sie sind 24 Stunden am Tag auf Trab. Sind Sie da nicht ein Kandidat für ein Burnout?

Nein. Denn ich mache ja alles mit Spass. Ein Arzt, der auch merkte, wie ich tickte, sagte mir einmal ganz unvermittelt: «Achtung, Herr Del Curto, ein Burnout kann jeden Menschen treffen.» Das war vor zehn Jahren, und ich bin froh, dass ich verschont geblieben bin.

Wie nahe waren Sie dran, als Nachfolger Simpsons Nationaltrainer zu werden?

Ich hätte es gemacht, aber im Nebenamt. Wir sassen zusammen, und da war es schnell klar, dass dies mit all den Nebenverpflichtungen nicht geht.

Ist es eine Option für die Zukunft?

Erstens schaue ich nicht so weit voraus, und zweitens gibt es dazu nichts mehr zu sagen.

Aber es wäre doch schön, mit der Schweiz eine WM- oder Olympiamedaille zu holen.

Aber ein Schweizer Meistertitel ist schöner. Das ist bei den Kanadiern nicht anders, auch sie stellen den Sieg im Stanley Cup über Olympia-Gold.

Hatten Sie nicht auch einmal ein Angebot von St. Petersburg?

Nicht nur das: Ich hatte auch schon zugesagt. Heute bedaure ich, dass ich wieder absagte. In den beiden letzten Jahren musste ich mir immer wieder sagen, wie blöd ich doch war. Ein anderes Land, eine andere Kultur – es wäre schön gewesen. Doch vielleicht schaffen wir es hier ja noch einmal mit der nächsten Generation, und dann werde ich es nicht mehr bereuen.

Weshalb sagten Sie ab?

Als ich zugesagt hatte, konnte ich in der Nacht nicht schlafen. Als ich hier ins Büro kam, hatte ich ein schlechtes Gefühl. Dann fuhr ich nach Chur, um den Pass machen zu lassen, weil ich am Sonntag in St. Petersburg hätte vorgestellt werden sollen. Auf dem Heimweg war das Gefühl in der Magenenge noch schlechter. Ich hielt an,



stieg auf einen Berg, blickte lange in die Tiefe, kämpfte mit mir und kam zum Schluss: Das kann ich nicht machen. Dann fuhr ich nach Hause und sagte ab. Ich konnte die Spieler, die ich geholt hatte, die Fans, aber auch die Verwaltungsräte, die Kollegen oder Freunde geworden sind, nicht enttäuschen.

Wird sich diese Situation nicht wiederholen, wenn andere Angebote vorliegen?

Wenn es jetzt nicht so läuft, wie ich mir das vorstelle, wird es mir leichtfallen. Ich werde immer HCD-Fan bleiben, aber ich sehe auch, dass ich hier ein Verhinderer werden könnte, und dann muss ich gehen.

Haben Sie auch schon gedacht, dass Ihre Methoden ein Grund für die vielen Verletzungen sein könnten?

Wir haben das analysiert. Das Training kann es nicht sein. Die Methoden sind gut. Vielleicht liegt es an der Art, wie wir spielen. Wir pflegen ein Tempospiel, das ich nicht bremsen, sondern nur immer weitertreiben kann.

«Es ist alles viel schneller und härter geworden.»

Können Sie als HCD-Fan den ZSC oder Lugano trainieren?

Warum nicht? Auch wenn das Spiel gegen Davos etwas ganz Besonderes wäre.

Sie hätten ja wohl schon jeden Schweizer Verein trainieren können.

Es gab immer wieder Anfragen.

Kann der HCD ohne Del Curto überleben?

Klar. Manchester United überlebt auch ohne Ferguson.

Zurzeit sehr schlecht.

Doch sie kommen wieder.

Verfolgen Sie den Fussball?

Champions League oder englische Spiele. Ich bin für Arsenal. Liverpool und Manchester gefallen mir auch.

Wie hat sich das Eishockey in den letzten achtzehn Jahren entwickelt?

Das Eishockey, das ich heute spielen lasse, hat nur noch wenig mit dem zu tun, was wir vor sieben Jahren spielten. Ich muss schmunzeln, wenn Leute davon schwärmen, wie grossartig das Spiel vor zwanzig Jahren war.

Wo würde Ihr HCD von 1996 heute spielen?

Sagen wir Nationalliga B. Dank der Routine könnte man da vielleicht noch etwas reissen, doch beim Tempo müssten wir schon aufpassen.

Und wie geht die Entwicklung weiter?

Alles wird noch schneller werden – Taktik, Technik, Abspiel, Laufen. Daran arbeiten wir an jedem Tag. Wenn wir eines Tages das spielen, was mir vorschwebt, werde ich am nächsten Tag kommen und sagen: «Jetzt müssen wir noch mal zulegen.» Das ist doch das Schöne an unserem Sport.

AIR 14
PAYERNE SUISSE
30.131 AUG 16.17 SEP

Die grösste Air - Show der Schweiz!

100 Jahre Luftwaffe – 50 Jahre Patrouille Suisse
25 Jahre PC-7 Team

Eine Auswahl an Sammel- und Souvenir-Dokumenten.

Souvenirbrief „50 Jahre Patrouille Suisse - Formation Roger Federer“



Starten Sie jetzt mit dieser Ausgabe eine in der Schweiz einzigartige Sammlung und profitieren Sie. Eine Vereinbarung, die Sie jederzeit widerrufen können.

9959.2011.1.368

9,50 CHF

Set von 3 Souvenir - Karten!



Wunderschöne Dokumente zu den grossen Jubiläen mit amtlichen Schweizer WebStamps.

7320.2014.098

17,50 CHF

Set von 3 Souvenir - Heftchen!

Einmalige Ausgaben zu den grossen Jubiläen mit den Schweizer Sonderbriefmarken „100 Jahre Luftwaffe“ und „50 Jahre Patrouille Suisse“ im Paar.



7593.2014.148

24,50 CHF

Der Anlage- und Invest - Tipp!

Klassische Briefmarken gehören neben Gold und Silber zu den Anlage-Tipps. Eine davon ist ganz sicher die Basler Taube von 1845, mit rotem Stempel, dreiseitig vollrandig, farbfrisch mit deutlichen Relief. Kat. Wert 23000,- CHF. Einwandfreie Rarität mit hoher Wertbeständigkeit.



7020.8.378

7495,- CHF

WKZ: 224

Name _____ Vorname _____

Strasse / Hausnummer _____

Postleitzahl/Ort _____ (Porto: 4,90 CHF)

WICHTIG! Ankreuzen und einsenden an:

Marken-Müller AG, Industriestrasse 2, 4222 Zwingen,
Telefon: 0611766 93 93, Fax: 0611766 93 94,
info@marken-mueller.ch



Vier Rehaugen suchen Frühstücksflocken: Audrey Hepburn und ihr Haustier.



Achtung, Wildwechsel

Von Daniele Muscionico

Früher war lustiger! Damals, als man noch mit Kitz und Kegel in den Supermarkt ging, in der Absicht, Frühförderung am Reh vorzunehmen. Im Wissen, dass Rehe Gourmets sind und die Auswahl ihrer Frühstücksflocken gerne selber übernehmen. Denn zwischen Honey Grahams, Oysterettes und Holland Rusk liegen Geschmackswelten.

Die junge Frau bei Gelson's in Beverly Hills lässt die Spezialität ihrer alten Heimat rechts liegen, Holland Rusk. Nicht dass Audrey Hepburn Niederländerin gewesen wäre, sie war Belgierin, doch sie kannte die Niederlande aus Kindertagen. Trotzdem darf sich ihr Reh mit Namen Ip, getauft Pippin, für amerikanische Crackers entscheiden, reich an Mineralien und Voraussetzung für einen glänzenden Reh-Pony.

Früher war alles lustiger. Stars waren noch Stars und hatten familienverträgliche Allüren, denen man Halsbänder anlegen konnte und das Bei-Fuss-Laufen beibringen: Josephine Baker adoptierte ein Requisit, das ihr der Direktor des Casino de Paris geschenkt hatte, die Gepardendame Chiquita. Sie stattete das Tier mit einem Diamanthalsband aus («Diamonds Are a Girl's Best Friend») und nahm es mit auf alle ihre Reisen. Beziehungsweise begleitete Chiquita Josephine. Und auch wenn Salvador Dalí unterwegs war, sein Ozelot Babu war stets mit von der Partie. Und heute? Prominententiere sind Nesthocker geworden und veröffentlichten bestenfalls «geheime Tagebücher», so der Schimpanse Bubbles, nur wenige Monate nach dem Tod von Michael Jackson.

Doch dieses Bild ist nicht nur die Erinnerung an Zeiten, als Wildtiere noch Haustiere waren, ohne dass der Tierschutz die Psychiatrie rief. Das Bild ist auch ein Gruss aus «damals», als Stars noch Stars waren, gottgewollte Gefäße für Talent und Eleganz. Dafür ist Audrey Hepburn, das Wesen mit den Rehaugen, ein Prototyp.

Wenige haben für sie so stimmige Bilder gefunden wie der Fotograf Bob Willoughby, der erste «Standfotograf» überhaupt in Hollywood, mit diesem hier. Er lernte die Schauspielerinnen kurz nach ihrer Ankunft aus Europa kennen, begleitete sie privat und bei Dreharbeiten von ihrem ersten amerikanischen Film an, für den sie einen Oscar erhielt, zehn Jahre lang. Sich Hepburn durch Willoughby heute wieder anzusehen, gleicht einer ästhetischen Reinigungskur. Wo sind sie geblieben? Stars wie diese hier, ein Bambi des Zelluloids.

Bob Willoughby: Audrey Hepburn: Photographs 1953–1966. Taschen

Bestseller

Belletristik

- 1 (3) **Charles Lewinsky:** Kastelau (Nagel & Kimche)
- 2 (1) **Guillaume Musso:** Vielleicht morgen (Pendo)
- 3 (2) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (Fischer Krüger)
- 4 (–) **Bernhard Schlink:** Die Frau auf der Treppe (Diogenes)
- 5 (–) **Daniel Glattauer:** Geschenk (Zsolnay)
- 6 (–) **Karin Slaughter:** Bittere Wunden (Blanvalet)
- 7 (4) **Judith Hermann:** Aller Liebe Anfang (S. Fischer)
- 8 (5) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (Kiepenheuer & Witsch)
- 9 (–) **Felicitas Mayall:** Schwarze Katzen (Kindler)
- 10 (8) **Sarah Lark:** Der Klang des Muschelhorns (Bastei Lübbe)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (Ullstein)
- 2 (2) **Colleen Dorsey:** Rubberband-Schmuck (Scorpio)
- 3 (4) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (Bibliographisches Institut GmbH)
- 4 (5) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (Insel)
- 5 (7) **Carla Bardi, Rachel Lane:** Die runden Bücher: Kuchen und Tartes (Moewig)
- 6 (3) **Fritz Hegi:** Mit WanderFritz durch die Schweiz (Weltbild)
- 7 (8) **Rudolf H. Strahm:** Die Akademisierungsfälle (Hep)
- 8 (–) **Brigitte Trümpi-Birkeland:** Sternenkind (Wörterseh)
- 9 (–) **George Packer:** Die Abwicklung (S. Fischer)
- 8 (–) **Leil Lowndes:** Wie man das Eis bricht (Moderne Verlagsgesellschaft)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: «Tatort»

Bei der sonntäglichen Krimireihe hat in der Regel alles seine Richtigkeit. Stehen finster blickende Ausländer unter Tatverdacht, so kann man fast sicher sein, dass am Ende der blonde Deutsche der Mörder ist. Eine langjährige «Tatort»-Darstellerin klagte kürzlich, sie müsse «immer mitfühlen, immer Verständnis zeigen und immer auf der Seite der Schwachen stehen», das sei doch langweilig. Glücklicherweise schert bisweilen ein «Tatort»-Team ein wenig aus. In der letzten Folge kam ein Tesla-Elektro-Sportauto vor, das hippe Statussymbol für alle politisch-korrekten Wohlhabenden. Nicht genug, dass das hochgelobte Gefährt einem schmierigen Bösewicht gehörte – dem Luxus-Öko-Auto ging zudem dauernd der Saft aus. Damit war die maximale Provokation jedoch erreicht. (rb)

Literatur

Tapfer vor dem Feind im eigenen Land

Ricarda Huch war die erste Frau, die in Geschichte promovierte. Dass sie dies ausgerechnet in der Schweiz tat, ist kein Zufall. Auch später fand die couragierte Deutsche immer wieder hier Zuflucht. *Von Oliver vom Hove*

Sie war die erste deutsche Frau, die in Geschichtswissenschaft promovierte: 1891 im liberalen Zürich, wo sie auch gleich eine Anstellung in der Stadtbibliothek fand. Da war Ricarda Huch 27 Jahre alt und jenem neurotischen Milieu ihrer Braunschweiger Kaufmannsfamilie entflohen, dessen Glanz und Verfall sie, lange vor den «Buddenbrooks», in ihrem Romanerstling «Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren» schilderte.

Später führte sie als freie Schriftstellerin ein sprunghaftes Künstlerleben und fand mit einer Reihe ebenso fundierter wie sprachmächtig erzählter Geschichtsstudien ein grosses Lesepublikum: Die Romantik, der Dreissigjährige Krieg, Wallenstein, schliesslich das Mittelalter und die Reformationszeit waren ihre wichtigsten Themen. Die zupackende Kraft der Erzählerin mischte sich da vorteilhaft mit dem Wissen der Historikerin und beförderte geistsprühende Darstellungen.

Um die Jahrhundertwende erschloss ihre von Kenntnisfülle wie von tiefenpsychologischer Einsicht zeugende Abhandlung über die Romantik wissenschaftliches Neuland und wurde im Wortsinn epochemachend. Ihr zwischen 1912 und 1914 erschienenes dreibändiges Werk über den Dreissigjährigen Krieg hiess «Der grosse Krieg in Deutschland» und wurde damals von vielen als Warnschrift aufgefasst.

Im Ersten Weltkrieg, über dessen Entfesselung barbarischer Urtriebe sie sich keine Illusionen machte, suchte sie erneut Zuflucht in der Schweiz. Viel beachtet wurde ihre 1915 publizierte Charakterstudie über Wallenstein, die den Feldherrn als exemplarisch für sein Zeitalter porträtierte.

«Erste Frau Europas»

Die Autorin sah in Wallenstein einen Falken mit gestutzten Flügeln, dessen ungestüme, unberechenbare Natur seiner Umgebung gleichwohl ein besonders vorsichtiges Verhalten abverlangte. «Er wurde behandelt wie eine sehr künstliche Maschine, die, wenn man sie nicht ganz richtig anfasste, explodieren könnte», schrieb sie. In seiner eigenen «Wallenstein»-Biografie zitierte Golo Mann später voll Respekt die Einschätzung seiner Vorgängerin Ricarda Huch über den zaudernden Feldherrn: «Er hatte schauernd in den Abgrund seiner Seele hinein geblickt und bewegte sich behutsam, um ihn den Anderen zu verhüllen.»

Zu ihrem sechzigsten Geburtstag am 18. Juli 1924 ehrte sie Thomas Mann als «erste Frau

Europas» und sorgte dafür, dass sie bald darauf als einziges weibliches Mitglied in die Preussische Akademie der Künste aufgenommen wurde. Nach Hitlers Machtantritt 1933 widersetzte sich Huch, mannhafter als viele der dort versammelten Männer, dem von Gottfried Benn verfassten Loyalitätsaufruf und erklärte in einer denkwürdigen Stellungnahme ihren Austritt: «Was die jetzige Regierung als nationale Gesinnung vorschreibt, ist nicht mein Deutschtum. Die Zentralisierung, den Zwang, die brutalen Methoden, die Diffamierung Andersdenkender, das prahlerische Selbstlob halte ich für undeutsch und unheilvoll. Bei einer so sehr von der staatlich vorgeschriebenen Meinung abweichenden Auffassung halte ich es für unmöglich, in einer staatlichen Akademie zu bleiben.»

In den Untiefen des deutschen Volkes

In ihrer 1934 erschienenen Darstellung «Römisches Reich Deutscher Nation» widmete sie ostentativ zwei Kapitel der Lage der Juden im Mittelalter und hielt fest, es sei «kein Blatt in der Geschichte der Menschheit so tragisch und geheimnisvoll wie die Geschichte der Juden». Und mit Blick auf die gegenwärtigen Machthaber schrieb sie: «Die Judenverfolgungen des 14. Jahrhunderts wühlten auf, was an bestialischen Trieben in den Untiefen des deutschen Volkes sich verbarg, und offenbarten den Heroismus, dessen die Juden fähig waren.»

Das offizielle Deutschland empfahl daraufhin der Autorin, das Land zu verlassen. Doch Ricarda Huch liess sich nicht wegweisen. Der Schweizer Verleger Martin Hürlimann bot ihr in seinem Atlantis-Verlag publizistische Zuflucht, vor allem für ihre 1937 erschienene, sehr lutherkritische Darstellung über «Das Zeitalter der Glaubensspaltung», die prompt für den deutschen Markt verboten wurde. Darin hiess es über die vom NS-Regime vergötterten Germanen: «Das Verhältnis zur Obrigkeit hatte bei den Germanen gar nicht den Charakter sklavischer Untertänigkeit; es war üblich, dass dem Herrn nicht gehuldigt wurde, bevor er gelobt hatte, die Freiheiten der Untertanen zu halten, zuweilen hatten die Untertanen sogar das Recht, sich einen anderen Herrn zu wählen, wenn ihre Privilegien verletzt waren.»

Wegen ihrer freimütigen Äusserungen gegen die Judenverfolgung wurde gegen Huch und ihren Schwiegersohn Franz Böhm 1938 in Jena nach dem NS-«Heimtückegesetz» ermittelt; beide waren von dem NS-Hochschullehrer Richard Kolb, einem Kollegen von Böhm,



Sprachmächtig erzählte Geschichtsstudien: Dichterin Huch.

denunziert worden. Franz Böhm verlor in der Folge seine Professur an der dortigen Universität. In Jena, am Oberen Philosophenweg, der mittlerweile Ricarda-Huch-Weg heisst, versuchte die greise Dichterin während der Kriegszeit, die Familie mit Schreiben über Wasser zu halten. Zum Widerstand hielt sie über Carl Goerdeler, den ehemaligen Oberbürgermeister von Leipzig, Kontakt. Nach Kriegsende vom neuen Regime in der sowjetischen Besatzungszone mit Ehren überhäuft, setzte sie alle schwindende Energie daran, dem deutschen Widerstand – von der Weissen Rose bis zur Roten Kapelle – ein Denkmal in Buchform

zu errichten und zuletzt auf abenteuerliche Weise wieder in den Westen überzuwechseln, wo Franz Böhm 1945 erster Kulturminister in Hessen geworden war.

Die Flucht in den Westen überlebte sie nicht. Entkräftet starb sie 1947 in der Nähe von Frankfurt. Sie hinterlässt das Bild einer mutigen Frau, die sich durch Tapferkeit nicht vor einem vorgeblichen äusseren, sondern vor dem inneren Feind Deutschlands auszeichnete. In ihren historischen Werken ist noch immer lebensfrisch nachlesbar, mit welcher leidenschaftlicher Anteilnahme sie sich der deutschen Geschichte ohne Flucht in den nationalen Mythos stellte.

Jazz

Wider des Gedankens Blässe

Von Peter Rüedi

Schon wahr: Auch im Jazz, der sich an seine Geschichtlichkeit erst gewöhnen muss, gibt es die Avantgardisten von gestern, die ihrer Zeit so weit voraus waren, dass sie erst mit grosser synkopischer Verspätung verstanden wurden. Es gibt aber auch viel Musik, die den Nerv ihrer Zeit so präzis traf, dass sie uns heute wie das Präparat einer Epoche erscheint oder vielmehr als eine Zeitbombe, die, kommt sie mal wieder zur Explosion, unsere Gegenwart neu und ungewohnt beleuchtet. So ungefähr ging's mir (etwas pathetisch gesagt), als ich in der Neuauflage diesen Sessions aus dem fernen Jahr 1957 wiederbegegnete, die in meiner LP-Sammlung fast vergessen vor sich hin gedämmert hatten. Beim Treffen von Dizzy Gillespie mit den beiden Tenorsaxofonisten Sonny Stitt und Sonny Rollins und dem Trio des bluesig knackigen und satten Pianisten Ray Bryant (einer, der auch im modernen Ambiente immer Klartext lieferte) handelte es sich um eine nur leicht straffer organisierte Ausgabe dessen, was als Jam-Session etwas in Verruf geraten war. Doch von Norman Granz' «Jazz at the Philharmonic»-Routine, dem Schaulaufen betagter und jüngerer Prominenz, unterscheiden sich diese Dialoge (auf dem Gillespie-Album «Duets» Dizzy je einzeln mit den Tenoristen, auf der LP «Sonny Side Up» mit beiden zusammen) durch eine ungewöhnliche, unfragliche Dichte und Intensität. Stitt bläst kraftvoll (und nicht als Epigone!) in der Tradition von Charlie Parker, Rollins, der sich wenig zuvor mit den epochalen «A Night at the Village Vanguard»-Aufnahmen als erster Tenor jener Tage etabliert hatte, improvisiert aufgerissener, zumal rhythmisch kühner. Die Brillanz von Gillespies funkelnd-explosiven Trompetenläufen ist im ausgedehnten Werk dieses Virtuosen selten so sprühend (und doch immer geerdet) zu erleben. Und bei aller Power überschäumend vor Humor. Nicht nur in einer legendären Version des alten Dixieland-Hits «On the Sunny Side of the Street». (Abermals ein Beispiel, dass wahre Ironie ihren Gegenstand nicht vernichtet, sondern inszeniert und sogar steigert.) Für uns Nachgeborene eine Lektion wider des Gedankens Blässe. Intelligenter Jazz kann auch Spass machen.



Dizzy Gillespie & Sonny Rollins:
The Legendary Sessions.
American Jazz Classics 99 096

Top 10

Knorr's Liste

1	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
2	Guardians of the Galaxy	★★★★☆
	Regie: James Gunn	
3	Die andere Heimat	★★★★☆
	Regie: Edgar Reitz	
4	Maps to the Stars	★★★☆☆
	Regie: David Cronenberg	
5	Jimmy's Hall	★★★☆☆
	Regie: Ken Loach	
6	Lucy	★★★☆☆
	Regie: Luc Besson	
7	Dawn of the Planet of the Apes	★★★☆☆
	Regie: Matt Reeves	
8	Wir sind die Neuen	★★★☆☆
	Regie: Ralf Westhoff	
9	The Fault in Our Stars	★★★☆☆
	Regie: Josh Boone	
10	22 Jump Street	★★★☆☆
	Regie: Phil Lord / Christopher Miller	

Kinozuschauer

1 (-)	Guardians of the Galaxy	25 730
	Regie: James Gunn	
2 (1)	Lucy	18 521
	Regie: Luc Besson	
3 (2)	The Expendables 3	13 257
	Regie: Patrick Hughes	
4 (-)	Hectors Reise (...)	8 663
	Regie: Peter Chelsom	
5 (3)	The Hundred Foot Journey	8 097
	Regie: Lasse Hallström	
6 (5)	22 Jump Street	6 765
	Regie: Phil Lord / Christopher Miller	
7 (4)	Step Up All In	6 686
	Regie: Trish Sie	
8 (7)	How to Train Your Dragon 2	5 161
	Regie: Dean DeBlois	
9 (8)	Planes: Fire & Rescue	4 891
	Regie: Roberts Gannaway	
10 (6)	Dawn of the Planets of the Apes	3 777
	Regie: Matt Reeves	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Divergent (Ascot Elite)
2 (1)	The Return of the First Avenger (Disney)
3 (-)	The Lego Movie (Warner)
4 (-)	Transcendence (Ascot Elite)
5 (2)	Die Schadenfreundinnen (Fox)
6 (-)	The Grand Budapest Hotel (Fox)
7 (3)	300: Rise of an Empire (Warner)
8 (4)	Pompeii (Rainbow)
9 (6)	The Monuments Men (Fox)
10 (5)	Der Hundertjährige, der... (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Schockschwerenot: Elodie Fontan als Laure Verneuil in «Monsieur Claude und seine Töchter».

Kino

Benetton-Schwiegersöhne

«Monsieur Claude und seine Töchter», ein französisches Lustspiel über den alltäglichen Chauvinismus und Rassismus, ist der Hit der Saison. Von Wolfram Knorr

Töchter können nerven, vor allem, wenn's gleich vier sind. Und drei von ihnen haben den geplagten Eltern schon viel zugemutet: Ségolène heiratete den Chinesen Chao, Isabelle den Muslim Rachid und Odile den Juden David. Papa Claude und Mama Marie Verneuil mussten das zähneknirschend akzeptieren, schliesslich sind sie weltoffen. Trotzdem hoffen sie inbrünstig, dass ihre jüngste Tochter Laure einlöst, was sie sich von allen gewünscht hatten: einen Franzosen als Schwiegersohn!

Claude, wohlhabender Notar, der in lausinger Provinz grossbürgerlich residiert, ist Franzose durch und durch und folglich stolz auf die Küche, den Wein, die Lebensart, die ganze Kultur eben. Welches Land kann damit konkurrieren... Und dann bringt die eine Tochter einen Chinesen mit seiner albernen Nudelküche-Unkultur in die Grande Nation, und die andere lässt ihr Kind beschneiden. Laure ist die letzte Hoffnung. Sie kündigt eine katholische Hochzeit mit ihrem Mann an. Claude und Marie kriegen sich fast gar nicht mehr ein. Da betritt, o Schockschwerenot, o heiliger Bimbam, ein Schwarzer an Laures Seite den Raum! Claude guckt, als erscheine ein Wesen aus dem All, das in seiner französischen Atmosphäre sofort verglühen muss. Tut es aber nicht.

Schon drollig, wie hier vier hübsche, elegante, guterzogene junge Damen aus gutsitu-

iertem Haus komplett aus dem Ruder laufen, wenn auch sehr kokett und Benetton-mässig. Aber darin liegt die Tücke der gnadenlos beschwingten französischen Komödie «Monsieur Claude und seine Töchter» («Qu'est-ce qu'on a fait au Bon Dieu?») mit Christian Clavier als graumeliertem, soigiertem Patriarchen, dem Zentrum der familiären Schwerkraft. Doch die wird von der Globalisierung wie von extremen Fliehkräften ausgehebelt und öffnet Vorurteilen und Diskriminierungen Tür und Tor. Zwar spielt der Film von Philippe de Chauveron beschwingt damit, aber da die Lästereien auf viele Ethnien aufgeteilt sind, bleibt der alltägliche Rassismus von Monsieur Claude und seiner Gattin schaumweich. Selbst wenn der Vater über das Beschneidungsritual von Odiles Sohn meckert oder die Aussicht auf einen anderen Enkel, der wahrscheinlich Mahmoud heissen wird, degoutant findet, bleibt der Chauvinismus im Rahmen alltäglicher Meckereien. Handfeste Kontroversen werden tunlichst vermieden.

Aber genau das macht, vor dem Hintergrund des Erfolgs des Front national in Frankreich und fremdenfeindlicher Tendenzen in Resteuropa, den Spass aus. Der Multikulti-Schwank ist der Hit der Saison, in Frankreich wie in Deutschland (und wird's hierzulande mit Sicherheit auch). Denn das dramaturgische Prin-

zip sind die Klischees über alles Fremde und andere, deren wir uns alle mal bedienen. Da wird mit Borniertheiten, Ignoranz und Seitenhieben auf die Politik jongliert. Gepaart mit französischem Esprit, wird daraus elegant-charmanter Spass mit Hochglanz-*Vogue*-gestylten Pippi Langstrumpfs in einer «Madame»-Version der Villa Kunterbunt. Alles mit Happy End natürlich. «Monsieur Claude und seine Töchter» ist heitere Logistik fürs Gemüt. ★★★

Weitere Premieren

Class Enemy — An einem slowenischen Gymi übernimmt ein neuer Deutschlehrer die Maturklasse und irritiert gleich zu Beginn die Schüler



Mittendrin: «Class Enemy».

mit einer frostigen, temperamentlosen Distanz. Er fordert Disziplin, zeigt wenig Empathie und schon gar keinen Humor; er besteht darauf, dass in seinem Unterricht nur deutsch gesprochen wird und benotet gnadenlos. Für die Klasse ist er bald ein Nazi. Doch erst als eine Mitschülerin Suizid begeht, die kurz zuvor weinend aus dem Zimmer des Deutschlehrers gekommen ist, entladen sich die aufgestauten Aggressionen gegen ihn und schliesslich gegen das ganze System. Der Spielfilm-Erstling des gerade mal 28-jährigen Rok Bicek, nach einer offenbar wahren Geschichte, ist ein Meisterstück. Denn Biceks gruppenspezifisches Dra-

ma ist keine simple Konfrontation Schüler gegen Lehrer, kein «The Wall» à la «Hey, teacher, leave us kids alone!», aber auch keine antiautoritäre Verklärung à la «Dead Poet's Society», sondern eine differenzierte, subtile psychologische Auseinandersetzung mit dem Komplex Schule in allen Facetten. Wie Bicek die Perspektiven wechselt, fast unmerklich von den Schülern zu den Lehrern, zu den Eltern und wieder zurück, und die Probleme der Erziehung mit den Gruppen verzahnt, dabei immer Distanz wahrt und dennoch hochemotional wird, das ist brillant. Dem Regisseur gelingt das Kunststück, dem Zuschauer das Kolorit der Schule physisch fast so zu vermitteln, dass er sich mittendrin wähnt. Es gibt keine simplen Erklärungen über die richtige Erziehung, keine Schuldzuweisung, nur Unzulänglichkeiten, Affekte, den menschlichen Faktor eben. Das ist hochspannendes, intelligentes Kino. ★★★★★

Der Koch — Maravan (Hamza Jeetooa), der tamilische Koch, gründet mit Andrea (Jessica Schwarz) ein Catering der delikaten Art: Speisen mit garantiert triebhafter Wirkung. Statt Viagra zu schlucken, schlürfen die Männer vom Störkoch Maravan zusammenelaborierte molekular gekochte Schaumswänzchen. Was lustig sein könnte, wird in der Verfilmung von Martin Suters Bestseller leider bierernst (noch mit Waffenschmugglern) und frei von Erotik serviert. ★★☆☆☆



Triebhafte Wirkung: «Der Koch».

Fragen Sie Knorr



Worin sehen Sie die Parallelen oder die philosophisch tiefgründigen Antworten in den Filmen «Lucy», «Per Anhalter durch die Galaxis» und mit dem Computer als Zweckmittel in «Der Rasenmäher-Mann» und mit der Antwort eines Computers, die «42» lautet? Gibt es einen Zusammenhang, dass in allen genannten Filmen ein Computer auftaucht und sich Lucy am Schluss in einen Computer verwandelt? Was will uns der Film und die Antwort «42» genau damit sagen? A. V., per E-Mail

«Heiliges Blechle», wie die Schwaben sagen! Parallelen zwischen «Lucy» und «Per Anhalter durch die Galaxis» und ein Computer, zur philosophischen Frage hochgeschraubt? Da muss ich passen. Vielleicht aber hilft zur allgemeinen Klärung der komplizierten Fragen ein Gedicht von Morgenstern: «Alles ist vielleicht nicht klar, / nichts vielleicht erklärlich, / und somit, was ist, wird, war, / schlimmstenfalls entbehrlich.»

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Öffentlich-rechtliches Fallenstellen

Von Markus Schär

Am Schluss tappt Adrian Amstutz doch Anoch in die Falle. Acht Minuten lang wehrt sich der SVP-Fraktionschef locker gegen die Anwürfe und Unterstellungen von Sandro Brotz: Der «Rundschau»-Moderator, per Einspieler sekundiert von Bundesrätin Simonetta Sommaruga, wirft der SVP in der Asylpolitik menschenverachtende Schaumschlägerei vor. Amstutz kontert durchwegs sachlich – und lässt sich schliesslich doch ins Persönliche locken. «Letzte Frage», sagt Brotz: «Wür-



Persönliche Ebene: Sandro Brotz

den Sie daheim einen syrischen Flüchtling aufnehmen – ja oder nein?» Amstutz antwortet: «Ja.» (Das trägt ihm und anderen SVP-Politikern natürlich Medienanfragen ein, nicht den Gutmenschen in den Linksparteien, bei den Flüchtlingsorganisationen oder beim Fernsehen.)

Sandro Brotz gefällt sich als härtester Interviewer des Landes, zumindest bei Leuten, die sein Weltbild nicht teilen. Sein Erfolgsrezept – das er sich nur bei der SRG erlauben kann – ist allerdings nicht Aufsässigkeit und Schlagfertigkeit, sondern Unfairness, also Unprofessionalität. Selbst die sachlichste Debatte bringt der «Rundschau»-Mann auf die persönliche Ebene, besonders unsäglich im Gespräch mit dem grundständigen IV-Chef Stefan Ritler, den er als herzlos hinstellte, weil er die Vorgaben der Politik korrekt umsetzt.

Adrian Amstutz war auf diesen Stil zwar vorbereitet, aber nicht gut genug. Er hätte auf die Schlussfrage sagen sollen: «Das tut nichts zur Sache – es geht Sie also gar nichts an.»

Rundschau: Mittwoch, 20.50 Uhr, SRF 1.

Träume aus Pappe

«Neue Kindlichkeit» in der Kunst; eine angekündigte Hochzeit; Festspielball. Von *Hildegard Schwaninger*



Eine Art Schamanentanz: Skulptur von Patrick Graf.

Die Kunsthändlerin **Frédérique Hutter** hat das Talent, in der von ihr geführten Galerie Katz Contemporary Menschen aller Generationen zusammenzuführen. Kleinkinder waren da und Achtzigjährige, als sie zur Ausstellung des 1981 geborenen **Patrick Graf** lud, dessen Jahrgänger allerdings den grössten Teil der Gäste ausmachten. Ein achtzehn Wochen alter Labrador wuselte auch herum: Er gehört dem Kunstguru **Patrick Frey**, der mit seiner Frau, der Schokoladenfabrikantentochter (Camille Bloch) **Laurence Frey** da war. Gut, wenn man etwas kindliches Gemüt mitbrachte, denn das, was Patrick Graf zeigte, war, wie es der emeritierte Philosophieprofessor **Georg Kohler** nannte, «neue Kindlichkeit». Die Performance, die als Höhepunkt der Ausstellung im an die Galerie grenzenden alten Botanischen Garten gezeigt wurde, war die Art Ritterspiel, wie man sie aus Kindertagen kennt. Überlebensgrosse Figuren aus Träumen und Albträumen, aus Pappe hergestellt, führten eine Art Schamanentanz auf. Titel der Ausstellung: «Das Volk der östlichen Hochebene von Tandoor».

Patrick Graf, ein hübscher, sensibler Mann, ist der Sohn des Bankiers **Hans-Jörg Graf**, der Mitbegründer der Bank am Bellevue war. Er war ein Kollege von **Christian Norgren**, der damals Banker in Liechtenstein war und heute Ehemann von **Claudia Steinfels** (Kunst) und

die finanzielle Stütze von Katz Contemporary ist. Eine gewisse Vernetzung, zu der auch Investor **Martin Ebner** gehört, der ebenfalls an der Vernissage anwesend war. Patrick Graf jobbte als Schüler als Babysitter im Hause Ebner, und was er an Gutenachtgeschichten den Kindern vorlas, könnte Inspiration gewesen sein für seine bunten Sagen- und Märchenbilder, die gutes Handwerk verraten und jetzt von **Frédérique Hutter** verkauft werden. Auf der Terrasse – es war ein schöner, lauer Abend – stärkte man sich mit Bratwürsten, Campari und Wein. Einen



«Meine Seele»: Künstler Patrick Graf.

Blick in das Innenleben des Kindes Patrick Graf zeigen Poesiealben des Künstlers, die Patrick Frey (der Komödiant und Casinotheater-Winterthur-Mitdirektor ist auch Verleger) als Faksi-

mile herausgegeben hat. Da schreibt Graf in rührender Kinderschrift: «Ich widme Dir meine Seele.» Wem dies galt, verrät er nicht.

Jahrelang gehörte **Christine Moor** zum Dunstkreis des selbsternannten Schweizer Jets, bereicherte mit ihrer Anwesenheit Zermatt und St. Moritz und verkehrte mit **Raquel Marquard**, **Christine Dillier** (Frau von **Piero Dillier**) und **Aurélie Sulzer** (Ex-Wolfensberger). Eine exquisite Erscheinung, dünn wie ein Blatt Papier, blond wie **Paris Hilton** und immer scharf angezogen. Jahrelang war sie die Freundin von Staranwalt **Thomas Rinderknecht**, ehe sich dieser **Andrea Hofmann** zuwandte, der schönen Exfrau des Onkologen **Victor (Vicky) Hofmann**. Als härtere Zeiten begannen, arbeitete Christine Moor bei **Thomi Krebs** im Restaurant «Seerose» als temporäre Empfangsdame. Dann zog sie nach Bäch, wurde dort – neben **Shawne Fielding** – zur zweitberühmtesten Blondine der steuergünstigen Zürichseegemeinde; und man sah sie nie mehr auf Zürichs Gesellschaftsbühne. Nicht mal «Parucchiere» **Toni Maruccia**, der sich jahrzehntelang um ihre blonde Mähne gekümmert hatte, bekam sie noch zu Gesicht. Jetzt ist sie wieder aufgetaucht. Mit sensationellen News: Sie heiratet wieder! Ihren Exmann **Beat Moor**, Sohn aus gutem Haus und Kunstsammler. Beat Moor: «Wie beim ersten Mal vor über zwanzig Jahren heiraten wir auch diesmal in Las Vegas.»



Exquisite Erscheinung: Christine Moor.

Beim Festspielball, den er vor drei Jahren ins Leben rief, markierte Intendant **Alexander Pereira** ein letztes Mal Präsenz bei den Salzburger Festspielen. Freundin **Daniela Weisser** (mittlerweile nennt sie sich – ihr Mädchenname – de Souza; klingt einfach besser), trug eine Robe von Escada. Erstmals nicht ein eigenes Design; nach sechs Wochen Knödel und Kaiserschmarrn passten diese Kleider nicht mehr. Dann ging es subito nach Mailand, wo Pereira bereits am Montag an der Scala im Intendantensessel sass. In Mailand: Sonne; in Salzburg regnete es.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Hand in Hand

Die Sachbearbeiterin Salomé Conod, 26, und der Kantonspolizist Mikhaël Zraggen, 31, haben kürzlich geheiratet. Sie finden: Die Liebe ist nicht nur ein Gefühl, sondern auch eine Entscheidung.



Fundament in Jesus: Ehepaar Conod, Zraggen.

Salomé: Nach der ersten Begegnung mit Mikhaël konnte ich eine Woche lang kaum schlafen oder essen. Wir trafen uns in der Badi wieder. Einen Grillabend und eine Vollmondnacht später ergriff er meine Hand.

Mikhaël: Schnell wurde klar, dass wir uns in vielen Vorstellungen des Lebens einig sind, weil wir ein gemeinsames Fundament in Jesus Christus haben. Wir hatten das Gefühl, einander bereits seit langem zu kennen. Ich brachte Salomé nach Hause, keiner getraute sich etwas zu sagen. Ich nahm dann ihre Hand in die meine und sagte ihr, dass ich eine Beziehung mit ihr führen möchte und dass ich nicht wisse, was dabei herauskommen werde, es aber unbedingt versuchen wolle: Danach küsstet wir uns zum ersten Mal richtig.

Salomé: Dass aus Verliebtheit Liebe wird, bedeutet vor allem, dass man bereit ist, über die Fehler des anderen hinwegzusehen. Echte Liebe ist somit nicht nur ein Gefühl, sondern auch eine Entscheidung.

Mikhaël: In der Phase der Verliebtheit übersieht man gerne die Fehler des anderen. Später geht es darum, ob man mit diesem Menschen, dem man sich so nahe fühlt, eine lebenslange Beziehung eingehen will. Man muss dabei

auch ein paar praktische Überlegungen machen: Haben wir eine gemeinsame Lebenseinstellung? Welche Ziele haben wir? Was ist uns für die Zukunft wichtig?

Salomé: In späteren Jahren ist es sicher auch ein Fehler, wenn man sich immer mit anderen vergleicht. Man konzentriert sich meist auf jene, die man als besser, erfolgreicher, schöner wahrnimmt, und ignoriert die eigenen Stärken. Egoismus schadet der Liebe auch. Wenn man nur auf sich selber und die eigenen Wünsche bedacht ist, bringt es nichts.

Mikhaël: Die eigenen Wünsche und Bedürfnisse müssen heute viel zu oft sofort erfüllt werden. Wenn man ein bisschen warten muss, wird man bereits ungeduldig. Was keinen Spass mehr macht, wird ausgewechselt. Viele Menschen sind auf der Suche nach dem totalen Glück. Dem Partner wird dabei viel Verantwortung aufgebürdet.

Salomé: Die Nacht war sternenklar. Das Einzige, was man hörte, war das Aufschlagen der Paddel im Wasser und ein Froschkonzert. Ich erkannte am anderen Ende des Sees Lichter. Mikhaël steuerte direkt darauf zu und führte mich auf den kleinen Steg. Kerzen brannten, und in der Mitte stand eine Flasche Champagner. Er nahm erneut meine Hand, an seine ersten Worte kann ich mich nicht mehr erinnern. Nach ein paar Sätzen fragte er mich kniend, ob ich seine Frau werden möchte. Erst Tage danach begriff ich, was geschehen war.

Mikhaël: Nach einer einjährigen intensiven Hochzeitsplanung war es dann endlich so weit: Uns war es wichtig, dass die Predigt feste Fundamente des Glaubens enthält, wir wollten aber jene Gäste, die nicht an Gott glauben, nicht brüskieren oder verunsichern. Nach der Trauung wartete eine wunderschöne Kutsche mit zwei Zugpferden und einem stilechten Kutscher auf uns. Unsere Gäste wurden spätnachts von einem Schiff zurück aufs Festland gebracht: Wir verbrachten die Hochzeitsnacht auf der St. Petersinsel.

Salomé: Den Weg zum Schiffssteg säumten brennende Fackeln, und ein grosses Herz stand in Flammen.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: **Franziska K. Müller**

Neuschöpfung

Von *Andreas Thiel* —
Neue Ansätze zur
Frühförderung.



Pädagoge: Sie schlagen vor, das Frühfranzösisch an den Schulen zu ersetzen durch Morgenandacht?

Pfarrer: In der Tat. Was nützen die besten Wissenschaftler, wenn sie die Wahrheit weit weg von Gott suchen?

Pädagoge: Sie wollen die Evolutionstheorie wieder ersetzen durch den Schöpfungsmythos?

Pfarrer: Keineswegs. Aber wir sind etwas zu stolz auf unsere eigene Entwicklungsgeschichte. Wir sind wie Kinder, die ihr Vorhandensein als das Selbstverständlichste der Welt betrachten, bloss weil sie sich weder an ihre Geburt, geschweige denn an eine Zeugung erinnern.

Pädagoge: Sie meinen, wer die Schöpfung als Mythos betrachtet, kann auch gleich seine eigene Zeugung als Mythos bezeichnen?

Pfarrer: Berichte über unsere Zeugung sind Überlieferungen aus einer Zeit, die wir nicht selbst erlebt haben. Genau so verhält es sich mit den Zeugnissen aus der Bibel.

Pädagoge: Aber wir können selbst Kinder zeugen und somit die Zeugung beweisen.

Pfarrer: Und dabei entsteht neues Leben, womit die Schöpfung bewiesen wäre.

Pädagoge: Sie wollen an den Schulen also mehr Wissen über den Hintergrund der Schöpfung vermitteln?

Pfarrer: Wissenschaftler, die nicht mit Gott rechnen, verrechnen sich.

Pädagoge: Aber wer nur auf Gott zählt, lässt einen wesentlichen Faktor ausser Acht.

Pfarrer: Welchen?

Pädagoge: Sich selbst.

Pfarrer: Deshalb heisst es ja: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.

Pädagoge: Ist Französisch denn keine göttliche Sprache?

Pfarrer: Kaum. Gott spricht wohl eher Deutsch.

Pädagoge: Wieso?

Pfarrer: Wäre Gott Franzose, wäre die Schöpfungsgeschichte viel schöner, aber es herrschte immer noch Chaos.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Triumphaler Zweiter

Von Peter Rüedi



Irgendwie ist Arbeitsteilung ein vernünftiges Prinzip. Um über Wein zu schreiben, muss ich mich jedenfalls nicht an zwei Rebzeilen im eigenen Hinterhof versuchen, auch wenn ich den Drang des einen oder anderen Kollegen weg vom Schreibtisch und rein in die Scholle verstehen kann. Wäre auch mehr als waghalsig, bei einem mit zwei roten Daumen wie mir. Im Prinzip gilt das ja auch für einen Weinhändler, auch wenn mir da der Drang des Vermittlers zur Produktion schon eher einleuchtet. Und die Zürcher Weinhändler Franz Wermuth (Les Grands Vins Wermuth) und Frank Ebinger (Casa del Vino) dachten ja auch nicht im Traum daran, ihren Spezialisten ins Handwerk zu pfuschen, als sie 1998 mit Silvio Denz und drei weiteren Schweizer Weinfans das katalanische Gut Clos d'Agon kauften und mit Umsicht zu einem Spitzenbetrieb des spanischen Weinbaus entwickelten (oder eben besser: entwickeln liessen: Als Berater ist auf d'Agon der Supercrack Peter Sisseck von Dominio de Pingus tätig, mit Denz inzwischen auch durch ein Joint Venture im Bordeaux verbunden). Wie immer, Clos d'Agon, ein Gut mit rund fünfzehn Hektaren Reben (Cabernet Franc, Syrah, Merlot, etwas Cabernet Sauvignon, Petit Verdot, abgesehen von einigen weissen Sorten), floriert. Die Weine werden von Jahr zu Jahr besser. 2012 füllte man erstmals sechs Barriques einer «Selección especial» ab (Wermuth: «der Oberhammer», «vergleichbar mit einem Premier Grand Cru aus dem Bordeaux»). Doch hier geht's um das andere Ende der Clos-d'Agon-Palette, einen Wein, komponiert aus den bei der Endselektion für den Grand Vin überzähligen (aber gleich vinifizierten) Merlot- und Syrah-Barriques. Analog zur Wahrheit, dass man die Qualität eines Restaurants nicht am Chateaubriand, sondern an den Pommes frites erkennt, sei diese tiefgründige, delikate, explosiv fruchtige wie feinstrukturierte Cuvée, die nichts von einem Zweitwein an sich hat als den Preis, als Offenbarungseid und Erkennungsmelodie von Clos d'Agon gepriesen. Viel Alkohol (den man kaum merkt). Und: sehr viel Wein für vergleichsweise wenig Geld.

Clos d'Agon, Catalunya: Valmaña 2011. 15%. Grands Vins Wermuth (exklusiv), Fr. 29.20. www.wermuth.ch

Geometrie des Geschmacks

Fabian Inderbitzin hat im «Belvédère» in Hergiswil seinen Stil gefunden – und sein Publikum. Von David Schnapp



Harmonie, nicht Konfrontation: Fabian Inderbitzin im Restaurant «Bélvédere», Hergiswil.

Vorsicht, jetzt kommt ein Fussball-Vergleich: Es gibt Parallelen zwischen Küche und Sportplatz, beiderorts wird nicht automatisch aus jedem jungen Talent ein gereifter Star. Umso erfreulicher ist es, wenn man zusehen kann, wie einer sein Talent – bildhaft ausgedrückt – mit soliden Betonpfeilern im Boden verankern kann. So einer ist Fabian Inderbitzin, 33, aus dem Kanton Schwyz: Lehre, solide Weiterbildung, diverse Stationen in der Vierwaldstättersee-Region als Koch und Küchenchef und schliesslich Mitinhaber des «Seerestaurants Belvédère» in Hergiswil, vor dem man mit dem eigenen Boot – sofern vorhanden – ankern kann.

Inderbitzin hat viel erreicht und sogar schon ein (empfehlenswertes) Buch veröffentlicht: «My Way» (AT-Verlag), aber er hat vor allem eines geschafft: seinen eigenen, unverwechselbaren Stil zu finden. Es ist eine persönliche Mischung aus modern interpretierter französischer Klassik, gezielten Ausflügen in andere Küchen wie etwa die asiatische sowie einer gewissen geometrischen Strenge bei der Komposition eines Tellers.

Das Menü beinhaltet hochwertige Produkte (Jakobsmuschel, Steinbutt, Kalbsfilet, Foie gras, Hummer), die präzise zubereitet werden und immer wieder in spannende Zusammenhänge gebracht werden. Wie zum Beispiel der asiatisch marinierte Scampo, zu dem eine

Kombination aus Hokkaido-Kürbis und Schweinebauch serviert wird, was uns intensive Geschmäcke, Schärfe, Süsse und potente Salzigkeit vorführt. Oder das Kalbsfilet, nur leicht pochiert und gebraten, mit geschmorter Kalbsschulter ergänzt sowie ebenfalls mit feiner Schärfe in Form einer Kartoffel-Senf-Creme versehen. Zu weit geht Inderbitzin dabei nie, geschmackliche Harmonie, nicht Konfrontation soll das Ziel sein.

Für die Arbeit im «Belvédère» wurde der Koch mit einem Stern im «Michelin» und 16 Punkten im «Gault & Millau» bewertet. Noch wichtiger: Er scheint ein Publikum gefunden zu haben. Das Restaurant ist Gourmetlokal und Bistro gleichzeitig, mittags kommen sie aus Luzern zum Businesslunch, abends sitzen wir in dem modernen Lokal und schauen zu, wie es Nacht wird über dem See. Der Erfolg wirkt hier wie die logische Folge aus Talent und der richtigen Einstellung. Fabian Inderbitzin sagte der *Luzerner Rundschau*: «Kochen ist eine Leidenschaft, man muss hundert Prozent wollen, keinen Aufwand scheuen und das Privatleben hinten anstellen.»

Seerestaurant Belvédère
Seestrasse 18a, 6052 Hergiswil,
Telefon 041 630 30 35.
Sonntags und montags geschlossen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf
www.dasfilet.ch



Motorrad

Mission: Töffprüfung

Soll man als über Vierzigjähriger noch anfangen, mit schweren Zweirädern herumzukurven? Warum nicht. *Von David Schnapp*

Lange Jahre war ich mit Vespas unterwegs, zum Schluss war es eine (wie ich fand) recht schnelle GT. Wenn ich aber zu einem meiner Freunde, einem Kawasaki-Fahrer, sagte, ich sei «mit dem Töff da», antwortete er jeweils trocken mit dem kurzen, etwas schmerzhaften Satz: «Das ist kein Töff, das ist eine Vespa.» Dies aber war nicht der Grund, dass ich jetzt beschlossen habe, einen Makel in meinem Führerausweis auszubügeln, wo unter Kategorie A steht: 25 kW. Das heisst, dass es mir nicht gestattet ist, schwere Motorräder zu pilotieren. Auch gibt es keine Midlife-Crisis-Erscheinungen, die

mich dazu treiben würden, plötzlich schwere Motorräder zu fahren. Nein, ich wollte es einfach versuchen. Und da mir für diesen Versuch ein schönes Motorrad zur Verfügung steht, beschloss ich, es zu wagen.

Des Motorradfahrers neue Kleider

Während man sich auf eine Vespa – in unverantwortlicher Weise – auch mal mit T-Shirt, kurzen Hosen und leichten Schuhen setzt, ist bei einer schweren Maschine dringend davon abzuraten. Bevor ich also das erste Mal den Startknopf der BMW S1000R drücken konnte, brauchte ich neue Kleider. Die sind multifunktional, abriebfest und an diversen exponierten Stellen so gepanzert, dass das gefährliche Gefühl der Unverwundbarkeit in einem aufsteigen kann. Hose und Jacke hören auf den Namen «Street Guard», was Vertrauen schafft. Sie haben so viele Reissverschlüsse und Taschen, dass man gut einen halben Tag damit zubringen kann, mit der Motorradjacke herumzuspielen.

Ich besorgte mir ausserdem einen schönen «Systemhelm 6 EVO», dazu Handschuhe, und man empfahl mir, Motorradstiefel zu tragen,

die die Knöchel schützen. Schnürsenkel, so hiess es ausserdem, können sich irgendwo verfangen, deshalb solle man nur Stiefel tragen. In diesem Aufzug setzte ich mich zum ersten Mal auf einen richtig schnellen Töff, eine BMW S1000R, ein Naked Bike, das technisch vom Superbike S1000RR ABS abstammt. BMW nennt die S1000R einen «Dynamic Roadster»: 207 Kilogramm Leergewicht treffen hier auf 160 PS, das entspricht einem Leistungsgewicht von 1,29 Kilogramm pro PS, oder anders gesagt: Die S1000R beschleunigt schneller als ein Bugatti Veyron 16.4 Supersport.

Daran muss man sich erst mal gewöhnen, und so fuhr ich gemütlich meine ersten Kilometer, schwitzte ziemlich in der Sicherheitskleidung und hörte unter mir die Maschine dröhnen, brummen und schreien – was daran lag, das ich mich bisweilen «verschaltete». Fahrt für Fahrt näherten sich der Töff und ich einander an, mittlerweile verstehen wir uns ganz gut.

Wie es sich für ein potentes Männerspielzeug gehört, hat die S1000R ein paar schöne technische Feinheiten: Race-ABS, Stabilitätskontrolle, ein verstellbares Fahrwerk, heizbare Griffe, verschiedene Fahrprogramme: Bei «Rain» wird die Leistung gedrosselt und die Gasannahme fällt milder aus. «Road» bringt volle Leistung, und wer das Sportpaket bestellt, bekommt noch «Dynamic» und «Dynamic Pro» dazu. So weit bin ich noch nicht, aber Fortsetzung folgt.

BMW S1000R ABS

Leistung: 160 PS, Hubraum: 999 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 258 km/h
Preis: ab Fr. 14 900.–





«Berge von Tieren»: Hiltl, 49, Koch, Gastronomie-Unternehmer.

MvH trifft

Rolf Hiltl

Von Mark van Huissing — Wer Fleisch will, soll auch metzgen, findet der Vegi-Restaurateur. Interessant.

Du sagst, du seist «Teilzeitvegetarier», was heisst das?» – «Das heisst, ich esse sehr gern vegetarisch, vor allem wenn ich da bin. [Das Gespräch fand statt im «Hiltl»-Restaurant an der Sihlstrasse in Zürich; zuvor kochte er Malaysia Rendang, ein Curry mit Gemüse.] Und ab und zu gibt's Ausnahmen: Etwa wenn ich am Meer bin und ein Fischer kommt, dann esse ich Fisch. Oder gezielt mal ein Stück Fleisch, wenn ich weiss, woher es kommt.» – «Deine Zurückhaltung, ist die ethischer Natur oder familienbedingt?» – «Erstens hab ich Fleisch nicht so gern. Das heisst, teilweise schon, wenn's gut zubereitet ist. Und natürlich aus Tradition [sein Urgrossvater gründete 1898 an diesem Ort das erste vegetarische Restaurant der Welt, steht im Guinness-Buch der Rekorde]. Und es ist auch sinnvoll – wenn wir die letzten 116 Jahre Fleisch serviert hätten, wir haben das mal hochgerechnet, das sind Tonnen, Berge von Tieren, Türme von Leichen...»

Rolf Hiltl, 49, ist Koch und Unternehmer in der Gastronomie; er betreibt vegetarische Restaurants in Zürich, unter anderem in Freibädern, sowie die erste sogenannte vegetarische Metzgerei der Stadt (oder der Welt), in der es etwa Cordon bleu – Appenzeller Käse, Seitan und Räuchertofu – gibt oder Tatar aus Aubergine und Soja. Dieses Gespräch kam zustande, nachdem ich in dieser Zeitschrift sein Restaurant als eines meiner liebsten Restaurants beschrieben hatte und er sich bei mir meldete, um zu danken. Er ist also nicht bloss ein begabter Koch, er versteht auch, wie Journalisten zu pflegen sind: Gibt man «Rolf» und «Hiltl» ein in die Schweizer Mediendatenbank, führt die Suche zu 94 Fundstellen in den vergangenen zwölf Monaten (zum Vergleich: zu «Rudi» und «Bindella» findet man 46 Artikel, obwohl dessen Unternehmen zirka zehnmal so gross ist).

«Denkst du, Vegetarismus ist vererbbar?» – «Ich bin nicht vegetarisch aufgewachsen,

meine Mutter ist aus dem Süddeutschen, bei der Grossmutter gab's Vesper – Gelbwurst und Lyoner ... Meine Behauptung ist, dass es damit zusammenhängt, wie du erzogen wirst; wenn du es gewohnt bist, Fleisch zu essen, hast du's gern. Zu mir kam einer in einen Kochkurs und sagte: «Herr Hiltl, was soll ich machen, mein Sohn will immer Wienerli mit Ketchup?» Ich fragte: «Was essen Sie am liebsten?» – «Eigentlich Wienerli mit Ketchup.» Einem indischen Kind muss man nicht die Bratwurst ausreden, es isst sowieso Dal [Linsen] und Reis. Es hat mit Tradition zu tun, und drum ist es bei uns ein Riesenthema, wir sind ein Fleischland.»

«Du sagst, wer Fleisch essen will, soll auch in der Lage sein, ein Tier zu metzgen. Weshalb?» – «Weil ich finde, dass es [Fleisch essen] letztlich ein Akt des Tötens ist. Ich mein' als gelernter Koch, ich hab im «Dolder» Hunderte von Hühnern ausgenommen, hab halbe Kälber zerschnitten, ich war auf dem Metzgerposten, ich weiss, wie es ist ... Das gibt einem Respekt vor der Kreatur. Wenn man Fleisch dagegen einfach kaufen geht, vakuumiert, nicht mal mehr Blut dran, dann ist das nicht so.» – «Du als Motorradfahrer – kannst du die Maschine selber zusammenbauen?» – «Das ist nicht das Gleiche, das ist kein Lebewesen, da ist keine Seele wie beim Tier; das sind unsere Mitgeschöpfe. Ich bin ein gläubiger Mensch, ich glaube, dass wir eine Schöpfung sind, und die Tiere auch, genau gleich.» – «Du bist gläubig geworden, hab ich gelesen, wegen Schicksalsschlägen und weil deine Frau keine Kinder bekam ...» – «Also genau so stimmt's nicht. Meine Eltern waren suchend, haben alles ausprobiert, und irgendwann fingen sie an, die Bibel zu lesen. Ich fand das ziemlich krass, mit siebzehn, achtzehn. Dann stellte ich aber fest, wie sie sich positiv veränderten. Das war eine gute Sache, und sie haben es mir nie aufgezwungen.» – «Es ist ja oft so, dass Leute beten, glauben, wenn sie Sorgen haben – und wieder aufhören, wenn die Probleme gelöst sind. Du hast Erfolg, und ihr habt jetzt drei Kinder ...» – «Ich liebe den Herrn von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und ganzem Verstand. Das ist so. Und was auch passiert, das wird so bleiben. Wie ich das lebe, ist ein anderes Thema, ich bin entspannter als auch schon.» – «Eine interessante Schnittmenge: Teilzeitvegetarier, Christ, sogenannter Szenegastronom inklusive Nachtclubbetrieb ...» – «Tanzen ist gesund. Kennst du die Bibel? Im Alten Testament tanzt David, König David, nackt. Und als seine Frau lachte, sagte er: «Lass mich doch tanzen vor dem Herrn.» Ich glaub, wir Menschen dürfen es lustig haben auf der Welt. Ein vegetarisches Restaurant und ein Klub, das geht zusammen – Tanzen ist vegetarisch, Wodka ist vegetarisch, und Red Bull ist auch vegetarisch.»

Sein liebstes Restaurant: «Das sind eher Lokale in New York oder London, die haben's im Griff und die haben Drive ... «Hakkasan», 8 Hanway Place, London, Tel. +44 2079277000

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40					41	
				42						43				
	44							45					46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Regelmässigkeit, Ausgeglichenheit

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Gesang, Pantomime und Tanz - ganz japanische Edo-Zeit. 5 Band (z.B.) als Bestandteil von Trachten. 11 Ein Tisch, auf dem teils wunderliche Dinge geschehen. 12 Ob essen oder fressen, Hauptsache englisch. 13 Ein ziemlich äffischer Faktor. 16 Sie ist politische wie religiöse Grösse. 19 Die einen erzählen ihn, andere essen ihn. 20 Es ist Krieg, aber er geht nicht hin. 21 Dort schauen wir gerne in den Spiegel. 22 In Kilometern etwa die sibirische Entsprechung der Mosel. 23 In Sachen Grösse das weissrussische Pendant von Genf. 25 Das australische Symbol erinnert ein bisschen an ein Erfrischungsgetränk. 26 Die Rettung kommt bei uns von oben und von hinten. 27 Aus drei mach zwei, und schon haben wir 44 waagrecht. 28 Drei Buchstaben mehr und 18 senkrecht steht. 30 Emotionsloses Auseinandergehen. 32 Ohne sie ist die Luft duftlos. 34 Jahre in Paris, wie sie manch eine(r) erlebten. 35 Jogi Löw ist spätestens jetzt einer. 39 Das Netz und er ergeben einen begnadeten Ex-Fussballer. 40 Fluss ohne Wasser, wie ihn Nordafrikaner kennen. 41 Hintere Hälfte einer krummen Frucht. 42 Wird oft mittels 32 waagrecht eingenommen. 43 Man sucht es in der Menge wie Wasser in der Wüste. 44 Marx und Mosel und ihre Gemeinsamkeit. 45 Ja, ein Schinken, sagen Briten und lesen weiter. 46 Sonnenpyramide von ...tihuacan.

Senkrecht — 1 Spezielle Zellschicht, die Weinfreunde schätzen. 2 Ein Knabe, etwa aus dem Emmental. 3 Klar auf Ursache-Wirkungsverhältnis bezogen. 4 Sie sind in Frankreich, was für die Deutschen der Nebenfluss der Ghele. 5 Der Zuhörer ist das genaue Gegenteil von ihm. 6 Insel der Adria – ein Superlativ. 7 Eine geologisch anmutende Begabung. 8 Er hat Überzeugungen, aber nicht die vorgegebenen. 9 Wie Romulus als Gründer für Rom, steht Antenor für jene Stadt. 10 Ewig, sagt der Romand. Nein, sagt er Romand, dies nicht. 14 Reaktionsfähige Nichtmetalle. 15 Wallis: der Ort an der Sprachgrenze. 17 An was man sich – etwa hier – erinnern sollte. 18 Ein vielseitiger Stiefel und für Reisende empfehlenswert. 20 Steine legen, mit solchen macht es Spass. 23 Weisse Rebsorte als Bürge für hohe Resistenz. 24 Er ist der, wenn sie nicht daheim ist, so ein Sprichwort. 25 Ostafrika: der Mount heisst fast wie der Staat. 27 Isis steht für eine ägyptische Göttin und aktuell für eine solche Gruppe. 29 Prachtstrasse in Marseille. 31 Erster Ausländer, der den Victoriasee sah – und bekannt machte. 33 So gesehen ist dessen Wette ein französischer Fluss. 36 Kein Wust mehr, aber weiterhin ziemlich verwirrend. 37 Musiker und manierliche Menschen mögen ihn. 38 Remus von Rom, und was aus ihm geworden ist.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 382

E	T	N	A		B	A	E	Z		K	L	A	M	M
L	E	I	N	E		C	R	E	W		A	R	N	O
G	R	O	S	S	B	R	I	T	A	N	N	I	E	N
G	E	B	E	T		Y	E	A	R		D	E	M	O
	N		H	E	E	L	S		E	B	E		E	
S	C	R	E	E	N		E		N	U	S	S		S
N	E	U	N		E	M	E	R	I	T		P	R	E
A		D		B	R	U		A	M	O	U	R	E	N
C	H	E	M		O	L	Y	M	P		M	O	I	S
K	O	R	A	N		L		S	O	W	I	E	S	O
S	T	E	R	N	T	A	L	E	R		A	D	E	R
	T	R	I	O		H		S	T	U	T	E	N	

Waagrecht — 1 ETNA (it. f. Ätna) 5 BAEZ 9 KLAMM (-er) 14 LEINE 16 CREW 18 ARNO (Schmidt, Hauptwerk: *Zettel's Traum*) 19 GROSSBRITANNIEN 20 GEBET 21 YEAR (engl. f. Jahr) 22 DEMO 23 HEELS 25 EBE 27 SCREEN 29 NUSS 32 NEUN 33 EMERIT 36 PRE (-sse) 38 BRU (-der) 39 AMOUREN 41 CHEM (altägypt. Stadt) 44 OLYMP 45 MOIS (franz. f. Monat) 46 KORAN 48 SOWIESO 49 STERN TALER (Grimms Märchen) 50 ADER 51 TRIO (Eugster) 52 STUTEN (früher Mähren genannt)

Senkrecht — 1 ELGG 2 TERENCE (Trent D'Arby, US-amerik. Sänger) 3 NIOB 4 ANSEHEN 6 ACRYL 7 ERIESEE 8 ZETA (6. Buchstabe des griech. Alphabets) 10 LANDES 11 ARIE 12 MNEME (Muse der Erinnerung) 13 MONO 15 ESTEE (Estée Lauder, Gründerin des Kosmetik-Unternehmens) 17 WARENIMPORT 24 ENERO (span. f. Januar) 26 BUTO 27 SNACKS 28 RUDERER 30 SPROEDE 31 SENSOR 34 MULLAH 35 RAMSES 37 REISEN 40 UMIAT (Mehrzahl von Umiak) 42 HOTT 43 MARI (-anne) 47 NNO

Lösungswort — **KINDERSPIEL**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien




Depuis 1775

Breguet, créateur.

Extraflaches automatisches Tourbillon 5377

Der Komplikation eines extraflachen Uhrwerks ist nur die Eleganz und Raffinesse des Zeitmessers selbst ebenbürtig. Das extraflache Tourbillon 5377 ist ein komplexes Werk mit klaren Linien, welches dank seines patentierten Hochenergie-Federhauses über eine Gangreserve von 80 Stunden verfügt. Es ist eine Hommage an den klassischen Stil und kreativen Geist von Abraham-Louis Breguet, dem Erfinder des Tourbillons. Wir schreiben die Geschichte fort...

